



Wolfgang Voigt

Diese Welt ist eine Halle

in der ich von der Decke falle

Kurzgeschichten

Gedichte

Fragmente

Wolfgang Voigt

**Diese Welt ist eine Halle
in der ich von der Decke falle**

Kurzgeschichten
Gedichte
Fragmente

Wolfgang Voigt

**Diese Welt ist eine Halle
in der ich von der Decke falle**

Kurzgeschichten
Gedichte
Fragmente

Inhalt

| | | | |
|---|----|--|----|
| Vorwort der Herausgeber | 7 | Der Turm | 43 |
| Es hat keinen Wert, etwas zu schreiben... | 8 | Mit einem letzten Klimmzug... | 44 |
| Einsame Sucher gibt's viele... | 8 | Der Raum ist kahl, viereckig... | 46 |
| Und allen Menschen sag ich... | 10 | Nelke, Grabesblume... | 48 |
| Im Treppenhaus nachts um halb vier | 11 | Seele | 48 |
| Ein junger Mensch lebt auf dieser Welt... | 11 | Die Welt besteht aus Plastik! | 49 |
| Eigentlich würde ich mich gern... | 12 | Der König der Liebenden | 50 |
| Ich mag den Geruch der frischen Farben... | 13 | Tja, jetzt soll ich also ein Märchen erzählen... | 52 |
| Wehmütiges Verlangen | 14 | Die Not des Prinzen | 53 |
| »Laß das!«, sagst du... | 15 | Eine Geschichte für Ilona | 55 |
| Ich gehe durch dunkle, kalte Wolken... | 15 | Kleines Märchen für Anne-Marie | 63 |
| Eine kleine Liebeserklärung | 16 | Nochmal ein Märchen für Anne-Marie | 65 |
| Um dich springt das harte Leben... | 17 | Tu's für den Himmel und die Berge! | 66 |
| Frühling | 18 | Die Stadt, groß und breit liegt sie da... | 67 |
| Italienreise | 20 | Es ist schwer... | 70 |
| Warum es zu den Lieblingsbeschäftigungen... | 26 | Ich mag sehr gern dein Ich-Verstehn... | 70 |
| Traum | 27 | Noch ein Märchen für Anne-Marie | 72 |
| Ich liege wach, die Kirchenuhr schlägt... | 28 | Geh ich wieder auf die Straße... | 80 |
| Oh Frau! Da stehst Du... | 29 | Endlich mal wieder ein Märchen | |
| Vollendete Armseligkeit ist der Versuch... | 30 | für Anne-Marie | 81 |
| Die Wolken | 30 | Was anfangs nur als leichtes Rasseln... | 82 |
| Über das Wesen der Lüge | 31 | Wenn ich langsam an deiner Seite... | 90 |
| Über das Wesen der Ordnung | 31 | Die Eisprinzessin | 91 |
| Die großen Mühlräder drehen sich... | 32 | Wie's passiert ist... | 92 |
| Der Mensch schreit nackt... | 33 | Nachwort | 95 |
| Nichts, aber auch gar nichts deutete... | 36 | | |

Herausgeber

*Johanna und Winfried Voigt
Lauf a. d. Pegnitz*

Satz

*Hannes Fuß
Hartmut »Hardl« Kreß*

Umschlaggestaltung

*Hannes Fuß
unter Verwendung einer Illustration
von Claudia Kugler*

Illustrationen

*Hannes Fuß, Ulrike Körner,
Hartmut »Hardl« Kreß
Claudia Kugler, Ilona Spieß*

Mitarbeit an der Konzeption

Philipp Moll

Druck

KDD GmbH Nürnberg

Erstauflage 2002

Lauf a. d. Pegnitz

Alle Rechte vorbehalten.

*Die Verwendung der Texte bedarf der Zustimmung
der Herausgeber, die Verwendung der Illustrationen
der Urheberinnen und Urheber.*

Vorwort

Die Idee zu diesem Buch entstand schon sehr bald, nachdem wir die Texte in Wolfgang's Nachlaß gefunden hatten. Später kam der Wunsch dazu, junge Künstlerinnen und Künstler, Freunde Wolfgangs, um Illustrationen zu bitten. Alle haben zugesagt, wofür wir sehr dankbar sind.

Unser besonderer Dank gilt Hardl und Hannes, die Gestaltung und Planung dieses Buches übernommen haben.

Wolfgang's völlig unerwarteter Tod, nur fünf Tage nach einer Fernreise, ließ uns in fassungslosem Schmerz zurück. Nur etwas mehr als 32 Jahre waren uns miteinander vergönnt.

Seine Texte sind eine Brücke zu ihm, waren uns Halt und Hilfe, ein wunderbares Vermächtnis. Sie spiegeln so vieles seiner unvergleichlichen Persönlichkeit wider: Sensibilität, Originalität, Witz, Phantasie und die große Sehnsucht nach einer besseren Welt. Sie schaffen eine Verbindung, die niemals enden wird.

In Liebe

Johanna und Winfried Voigt

Es hat keinen Wert, etwas zu schreiben, ohne es dann auch zu Ende zu bringen. 1000 und ein Fragment im Schrank, die allesamt genial zu sein scheinen, wiegen ein einziges, in sich geschlossenes Gedicht nicht auf.

Es entspricht nicht meiner Art und Begabung, mich hinzusetzen und einen Text als Werk zu betrachten, an dem ich arbeite, weiterarbeite, daran feile.

Es ist ganz anders.

Im Kopf, da ist nicht: Das fertige Gedankenbild, die Imago, die Handlung.

Sondern es ist so: Daß ich gar nicht weiß, was da drin ist. Im Kopf, aber ich speie es raus, Gedanken und Gefühle bewegen die Hand, die den Stift führt, nachdenken ist nicht, und spätestens, wenn die Hand dann so weh tut, daß ich in der gegebenen Eile nicht mehr weiterschreiben kann und will, ist der Text zu Ende.

Nur dann hat er einen Sinn und Geschlossenheit.

Nur dann ist er so, wie ich ihn mag.

Einsame Sucher gibt's viele.

Manche graben nach Gold.

Manche nach mehr.

Wehren kann sich keiner – doch alle sind sie stolz auf ihre Narben: »Sieh! Das hat mir das Leben zugefügt!« – Beweise dafür, daß man gelebt hat. Genauso vergänglich wie der Körper, der sie trägt. Genauso bedeutungslos.

Doch schau dich um, du Narr!

Die Narbe, die auf dir brennt, ist nichts weiter als ein weiteres Mal der Vergänglichkeit. Nur als Täuschung brennt sie auf deiner Haut. Du machst dich lächerlich. So war es immer und so muß es sein.

»Es hat also keinen Sinn, zu suchen,« ist alles, was dir einfällt zu sagen.

Wie kann man so leicht aufgeben?

Du wirst's nicht weiter als zu Narben bringen – Erinnerungen an Schmerzen. So war es immer.

Haben sie keinen Sinn, brennen sie nur.

Viele einsame Sucher graben nach Gold.

Manche finden mehr!

Manche finden so viel, daß sie's gar nicht mehr loslassen wollen. Manche denken gar nicht mehr an ihren narbenübersäten Körper, soweit sind sie weg von ihm.

Sie ertrinken...

Oder werden gerettet.

Manche suchen nicht, sondern werden gefunden.

Manche sind immer da, wo ich jetzt bin.



Und allen Menschen sag ich: Ihr sollt Euch lieben,
sollt mit euren Stiefeln den Dreck in puren Sinn zerstieben,
sollt ganz eins sein mit den Welten
und euer Toben soll für immer gelten.
Habt ihr Kraft, euch zu vermehren?
Kind um Kind diese Erde ganz bedeutend zu beschweren?

Sagt nur ja, es ist ganz leicht,
wer nachdenkt, hat noch nichts erreicht.
Und werden's viele und gibt's dann auch nichts zu fressen,
müssen wir halt uns're eig'n Kinder essen.
Dann ist sie da, die große Revolution.
Auf die warten wir ja lange schon.

Im Treppenhaus nachts um halb vier

Wo sind meine Gedanken? Wo sind sie hin?
Mein Hirn kommt mir nicht nur so vor wie
ein Vakuum, sondern es ist eins – mein Hirn, das
Vakuum;
Vielleicht sollte ich mich erklären:
Ich: 26 Jahre, männlich, jung;
Der Rest: Schau ich nach rechts:
 Ein Treppenhaus!
 Schau ich nach links:
 Ein Treppenhaus!
Ich, jung 26 Jahre, auf den Stufen der Treppe
sitzend;
Die Anderen: Alle Anderen!
Die Anderen: Sind anders!
Die Anderen: Sitzen nicht mit mir im Treppen-
haus, die Stufen zählend!
Die Anderen: Sie sind nicht Ich!

Ich: Das Treppenhaus.
Warum?
Warum!
Versuch der Definition: Ich sitz im Treppenhaus,
weil's nicht oben oder unten ist;
Oder: Ich sitz halt einfach im Treppenhaus;
Vielleicht: Wo soll ich sitzen (stehen, liegen,
sonstwas), wenn nicht im Treppenhaus;
Vielleicht: Wüßte ohne mich keiner, was ein
Treppenhaus eigentlich ist;
Vielleicht: Bin ich das Treppenhaus!
(Jedoch: Ich hasse das Treppenhaus!)

Ein junger Mensch lebt auf dieser Welt,
E sagen wir mal in Deutschland – wo sich's ja
bekanntlich gut leben lässt – und schon seit zwan-
zig Jahren lebt er da halt so, und währenddessen
sind ihm auch die ganzen üblichen übeln Dinge
geschehen, die eben geschehen, wenn man
dort halt so lebt, Kleinkindgeschrei und diverse
Sandkästen, diverse Schulen mitsamt den damit
verbundenen diversen Lehrern, Freundschaften,
Fußballspiele und irgendwann eine Freundin oder
zwei oder auch keine, kurz: der Mensch hat's
geschafft, dies alles hinter sich zu bringen,
zudem auch irgendwie ein Abitur und was nicht
noch alles, eigentlich ist er ganz gut durchge-
kommen, wie er übrigens auch selber findet.

Eigentlich würde ich mich gern an meine Geburt erinnern. Ich bin so neugierig! Und eigentlich ist es ja ganz normal, daß ich alles, was ich von meiner Entstehung weiß, erzählt bekommen habe. In der Schule erfährt man die biologischen Details, die Eltern schildern ihre Erlebnisse, Psychologen erforschen das frühkindliche Bewußtsein, der Staat verleiht einem eine erste Urkunde. Jedes Jahr feiert man dieses Ereignis, viele versuchen, mittels des Zusammenspiels des Datums und der Sternenkonstellationen ihr Schicksal zu durchleuchten. Wärme und Kälte tauchen das erste Mal als Eindrücke auf, das erste Mal ertönt die eigene Stimme. Der Tag, an dem die Welt auf einen prallt. Nicht der Tag, an dem man zu leben begonnen hat. Wahrscheinlich auch nicht der Tag, an dem man zum ersten Mal Bewußtsein erlangte. Auch nicht der Tag, ab dem sich Bewußtsein als Erinnerung speichert. Sondern der Tag, an dem der Kampf ums Überleben beginnt, die neuen Gefühle heißen Hunger und Durst, Angst und Schmerz, sie entstehen im Augenblick der Niederkunft, und den Rest des Lebens verbringt der Mensch damit, es sich so einzurichten, daß er von alledem nichts spürt. Doch zurück in der Mutter warmen Bauch wünscht sich keiner. Nur weil sich keiner daran erinnern kann? Keiner wünscht sich, nie geboren worden zu sein, ewig als durch die Nabelschnur ernährter Fleischklumpen im Fruchtwasser zu schwimmen. Auch ich nicht. Geburt ist etwas, was einem halt so passiert. So, wie in der Pubertät beim Mädchen die Brüste, beim Jungen der Penis wächst. Auch hier treten plötzlich neue Situationen, Gefühle, Ängste auf. Auch hier wünscht sich keiner, es wäre ihm nie passiert, auch wenn die Sexualität nur neuen Kummer schafft. Der Unterschied ist, daß man sich jetzt meist daran erinnert.

Geburt hat nicht einmal etwas Dramatisches, so wie der Tod; wenn man von einer dramatischen Geburt spricht, dann meint man stets die Mutter. Die Geburt ist für einen so selbstverständlich, und außerdem eh schon lange vorbei.

Ich mag den Geruch der frischen Farben, das Aroma der Lösungsmittel, die ganze Atmosphäre eines Ateliers in seiner chaotischen Kreativität, die nackten, verschämt Leinwände, die halbfertigen Bilder, die die Prozedur des Malens so plastisch hervortreten lassen. Ganz leise atme ich durch, um nicht zu stören, sehe die Konzentration auf deinen Lippen, in deine Augen geschrieben. Deine Hand ist so ruhig, mein Gott, wie schaffst du das bloß? Langsam verschwinden die weißen Flächen, füllen sich mit Farben, denen du Formen gibst. Du bist die Malerin meiner Seele, ohne daß du es weißt. Aber vielleicht ahnst du es ja. Vielleicht ahnst du dann auch, daß ich der Dichter deiner Seele bin, geschaffen, die Genialität deiner Bilder mit der Genialität meiner Worte zu verschmelzen zu Einem.

Frau, schau mich an!
Fühlst du den Sturm in mir?
Du malst weiter, und jeder Strich deiner Hand wird zur Szene eines Traums, der langsam in mein Bewußtsein dämmert.

Farben hab auch ich zu geben. Worte setzen Formen.

Und schon schwebt ich hoch oben über den Dingen und halte den großen Hammer mit beiden Händen ganz fest. Dann zerschlage ich die Mauern, die uns trennen, nehme dich in die Arme und spüre, wie mich deine Wärme von innen ausfüllt. Weich drücken sich deine Brüste an mich und ich weiß: Nie wirst du schönere Bilder malen als jetzt; nie werde ich gewähltere Worte finden können als jetzt.

Wir sind die beiden Hälften eines runden Ganzen. Das mußt du doch verstehen, Frau.

Allein werden wir nie vollkommen werden, das mußt du doch fühlen, Frau.

»Niemals«, murmele ich noch leise, als ich aus dem Traum wieder erwache. Dein Bild ist fertig.

Wehmütiges Verlangen

Stürzend reißt Dein Lächeln in den Schlund,
von leeren Wellen hoffend aufgebaut,
durch langes Sehnen schmerzlich anvertraut;
ein Krater bohrt sich gähnend weich und rund.

Du warst kreuzwünscher Hoffnung gar zu viel.
Blindstrahlend zucken; irren, täuschen, angstvoll bebен;
prahlen, streben, beten, leben.
Zu viele Wege führ'n zum Ziel!

Ich kann nur kniend sagen, fragen,
ob Du mir bleibst; ich will Dich so!
Doch wehn im Ohr die alten Klagen,

überflüssig, spröde, stumpf wie Stroh.
Wie immer hat das Schicksal laut das Sagen,
manchmal gnädig, manchmal widerwärtig roh.

»Laß das!«, sagst du, wenn ich etwas
mache, etwas sage, wovon ich weiß, daß
du es nicht magst, »laß das, ich kann das nicht
leiden,« und nie vergesse ich, dabei über den
Rand meiner Brille hinweg dir in die Augen zu
sehen, und so zu grinsen, daß du mir am liebsten
mitten ins Gesicht schlagen willst.

Und ich sage: »Mein Wesen ist garstig und
meine Gestalt von unschönem Wuchs, aber in
meinem Herz, in jeder Kammer meiner Seele
blüht eine Blume, die ist nur für dich da, genährt
von meinem Blut erfüllt sie mein Sein mit ihrem
Duft, und in ihren Blüten spiegelst dich du, jede
Faser von ihr ist wie gemacht aus jeder Faser von
dir, sie ist wie du, sie ist die schönste Blume der
Welt und einzig wie der Mond, die Sonne, sie ist
die Blume in meinem Herz, niemals will ich sie
pflücken.«

Und du sagst: »Gestern habe ich einen Film
mit Gérard Depardieu gesehen. Das ist ein toller
Mann. Hast du nicht auch Lust, ihn dir mal anzusehen?«

Ich sage: »Nein, weil, da war ich schon drin.«
Das ist gelogen, aber wahr ist, daß dein Bein
unter meiner Hand

sehr

kalt

geworden

ist.

Die Blume in meinem Herz ist eine kalte Blume,
niemals will ich sie pflücken.

Ich gehe durch dunkle, kalte Wolken.

Sie ziehen am Himmel und durch mein Leben.
Ein einzelner Sonnenstrahl fällt auf die Burg über
mir am Horizont und läßt das Kupfer der Turm-
dächer aufblitzen und ein großer Stein liegt auf
meiner Zukunft.

Der kleine Brief in meiner Tasche wiegt wie
Zentner, heut' morgen kam er mit der Post und
der Traum ist aus. Unser Glück sei kalt geworden,
die Gefühle eingefroren, schreibt sie, daß sie
nicht mehr so weiter könne mit mir, schreibt sie,
die Zeilen verschwimmen schon beim Lesen und
die dunklen Wolken legen sich vom Himmel auf
mein Herz.

Und mein Engel fliegt davon.

Eine kleine Liebeserklärung

Warum, das weiß ich nicht,
das kann ich dir nicht sagen.
Weil du hübsch bist?

Sicher, auch das,
in mir, in meinen Augen,
strahlst du wie ein Stern vor lauter Schönheit;
ich seh dich mit dem Herzen.
Doch das ist es nicht...

Eher so:
Wenn du redest, hör ich dir zu,
und keine anderen Worte sind in mir;
sie klingen wie Glocken; die Melodie
deiner Stimme kitzelt mein Ohr, immerzu.
Doch das ist es nicht...

Oder so:
Ich freu mich, wenn ich dich einfach nur seh.

Doch auch:
Wenn ich dich nicht seh, freu ich mich.

Weil du da bist?

Weil du einfach du bist?

Weil die Worte ins Taumeln geraten,
wenn Gefühle im Spiel sind?

Sie nicht ausdrücken können,
was nicht zu erklären ist?

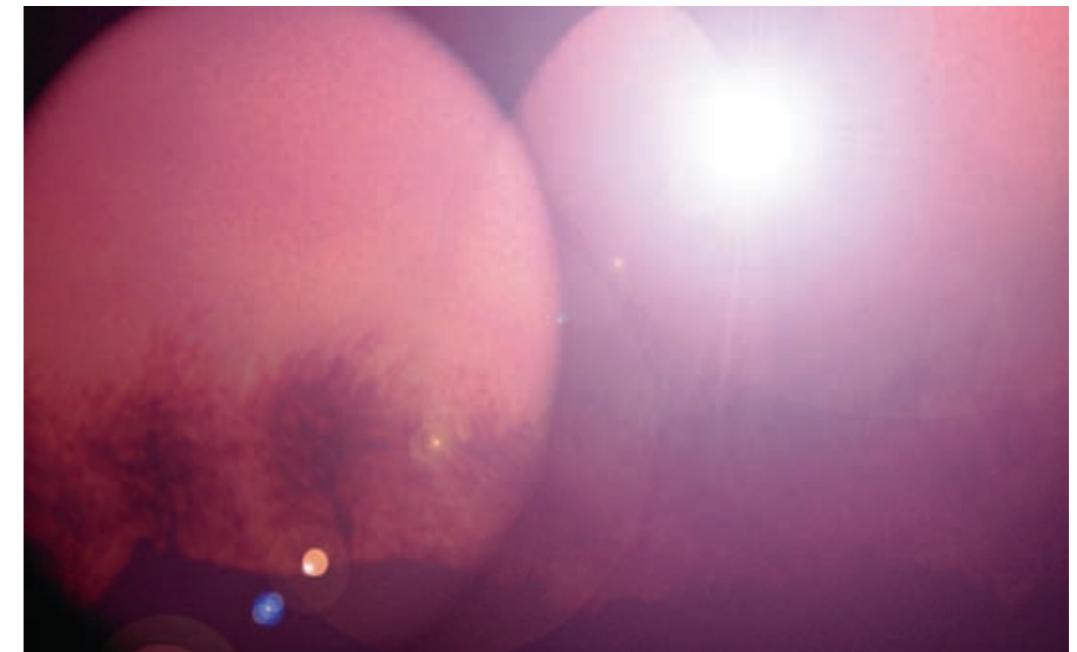
Scheiß drauf!
Ich lieb dich halt einfach!

Um dich springt das harte Leben

wieder mal im Walzertakt
Vernunft schon tot im Wein versackt
und Durchblick kann dir keiner geben

Die Nacht glüht wilder, Blitze tanzen
Gesichter krönen das Gewirr
Münder lachen völlig irr
Mädchen riecht nach toten Pflanzen

Der Zug rauscht weiter ohne Bremsen
der Tag wird dröhnend überfahren



Frühling

Der Himmel bricht. Der gelbe Strahl zerreißt
das wüste Grau. Die Welt verfärbt sich.
Neue Zeiten, lebensdicht. Und es zerbeißt
tristöden Schlamm ganz herrlich, völlig furchterlich.

Was wachsen kann, das müht sich jetzt, treibt
aus schmelzend bunten Blüten himmelwärts,
doch ohne Ziel. Dumpf – kalte Wintereinsamkeit
verliert sich, alle Farben ziehn ins Herz.

Auch in mir, da schmelzen Mauern,
Ängste hören auf zu lauern,
und die seelendüstre Asche
verschimmelt in der kleinsten Tasche.

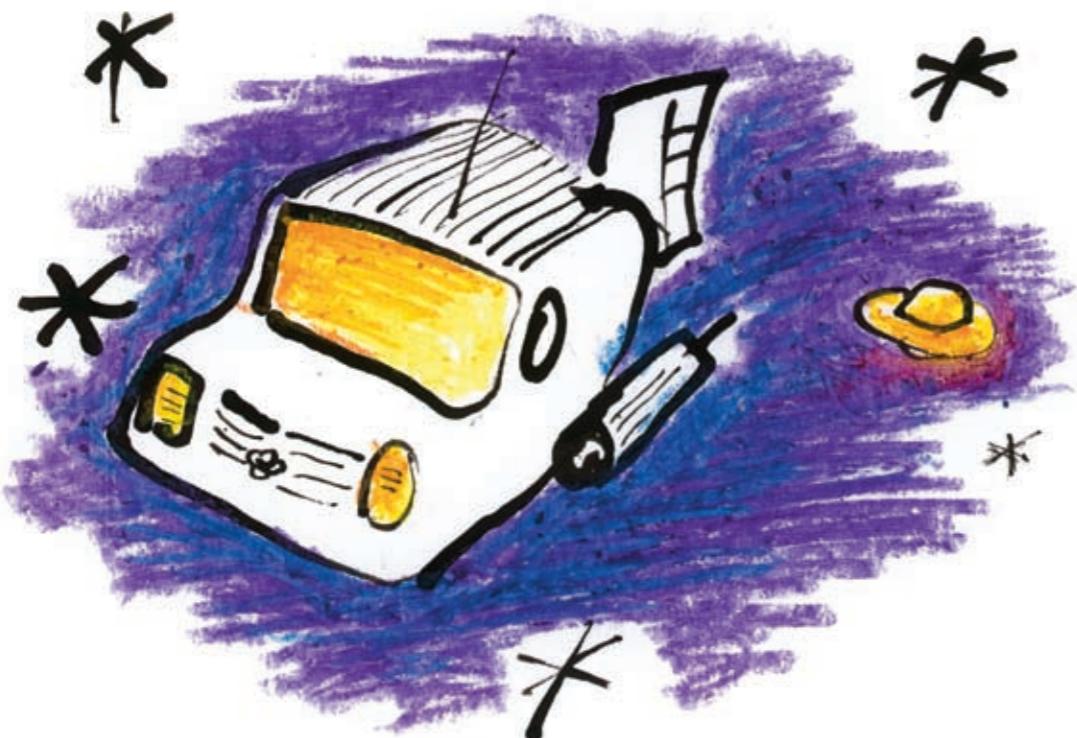
Und du – im grellen Blütentreiben
so schön und gar nicht zu beschreiben –
strahlst auf; die Sonne mag dich!
Und ich hoffe: du magst mich



Italienreise

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 1

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 13.40
Die Stunde der Abreise steht kurz bevor. Die bösartigen Sabotagedefekte der hinteren Bremsraketen konnten allerdings noch nicht vollständig behoben werden.
Doch das schreckt meine wackere Crew (Commander Lieutenant Rudolph, Dr. Prof. Zyank. Voigt, Mag. Theol. Gottkreß, sowie Außenspäher Major der Reserve Pat Paterson) nicht.
In vollem Bewußtsein treffen wir die letzten Vorbereitungen; die erste Flasche Sekt wird entkorkt!



Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 2

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 13.45
Beginnende Nervosität wird im Keime unterdrückt. Noch immer keine Nachricht aus den Werkstatt-Docks. Command. Rudolph und Außenspäher Paterson verlassen die Raumstation, um bei der hier ansässigen fremden Zivilisation Erkundigungen einzuholen, sowie eventuelle Hilfsmöglichkeiten auszuloten. Sind wir wirklich von allen guten Geistern verlassen? Mag. Theol. Gottkreß beginnt mit dem Gebet.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 3

Wir schreiben immer noch das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 14.05
Noch keine Nachricht des Spähertrupps. Auch die Werkstattstation meldet sich nicht. Der Funkverkehr ist zusammengebrochen. Wir (Zyank. Voigt, Mag. Gottkreß) sind allein und vollkommen auf uns gestellt. Was ist nur mit Command. Rudolph und Paterson geschehen? Werden die Sauerstoff- und Weinreserven langen? Fragen über Fragen!

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 4

Schon wieder schreiben wir das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 14.07
Der langersehnte Rettungstrupp ist unter der Führung des heldenhaften Commanders Rudolph endlich am Stützpunkt angelangt. Die Freude und Erleichterung steht den Männern ins Gesicht geschrieben. Auch aus der Werkstatt-Station gute Nachrichten. Die Bremsraketen sind wieder voll funktionstüchtig; der gute alte Scotti hat's mal wieder geschafft. Voller Tatendrang verstauen wir die letzten Ausrüstungsgegenstände. Wir sind zuversichtlich!

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 5

Wir haben unsere Schutzanzüge angelegt und die Raumstation verlassen. Nur Command. Rudolph fehlt noch, ein allerletztes Mal einen Kontrollcheck vornehmend. Das Raumschiff – die unvergleichliche Corsaprise – wartet mit schnurrendem Motor. Mag. Theol. Gottkreß ist es gelungen, die Funkanlage instand zusetzen; herrliche Bob-Marley-Songs versüßen uns die Abreise. Außenspäher Major der Reserve Paterson ist bereits seit einer geraumen Weile im Spacemobil unterwegs. Wir alle sind in Gedanken mit ihm. Wird er unser gemeinsames Ziel erreichen? Schalten Sie auch das nächste Mal wieder ein, wenn es heißt: Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2. Sternenzeit 14.30

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 6

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2. Sternenzeit 15.30
Der Start ist ohne Zwischenfälle verlaufen. Command. Rudolph hat auf dem Pilotensessel Platz genommen und steuert die Corsaprise sicher durch die feindlichen Linien. Die Treibstofftanks sind gefüllt und die Stimmung an Bord ist ausgezeichnet. Rührend, wie die Menge am Straßenrand den Abflug der drei Helden mit Jubelrufen begleitete!
Unverändert halten wir nun schon minutenlang Kurs Süd-Süd-Ost. Wir erwarten, unser Ziel, den sagenumwobenen Planeten der drei vollblütigen Jungfrauen im fernen Sternenbild Tosk-An-A noch vor Morgengrauen zu erreichen.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 7

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 16.30
Trotz einiger Turbulenzen verläuft der Flug ruhig und plangemäß. Einzig und allein die unerträglichen Störungen im Funkverkehr machen alle etwas nervös. Bei Neufahrn im Sternenbild der Andromeda scheint sich eine Kynkloonenballung anzubahnen, wie wir den feindlichen Militärsendern entnehmen können (Antenne Bayern). Noch immer keine Nachricht von Außenspäher Paterson. Werden wir je wieder dieses liebevolle Lächeln genießen können, das so anmutig seine Mundwinkel umspielt? Zuletzt erreicht uns doch noch eine Funkmeldung aus der Heimatbasis: Beim Club steht's nach wie vor 0:0.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 8

Wir schreiben abermals das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 17.05
Immer noch halten wir tapfer Kurs in der unendlichen Weite des Weltenraums, neuen Abenteuern entgegen. Nahe der Koordinaten X3/T55 Kühe gesichtet. Weiß-braun! Was will man uns damit sagen? Mag. Theol. Gottkreß schweigt. Ist er tot? (Rauchvergiftung)

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 9

Mag. Theol. Gottkreß lebt! Seine Krise scheint überwunden.
Die Anzahl der von uns gesichteten Kühe nimmt beständig zu. Wir alle sind davon überzeugt, daß das ein Zeichen ist. Bloß was für eins?
P.S. Sternenjahr wie immer, Sternenzeit 17.30

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 10

Anscheinend sind wir in das Hoheitsgebiet einer fremden Zivilisation eingedrungen; die Kontakt- aufnahme ist jedoch vorerst gescheitert. Waren dazu so viele Kühe nötig?
Command. Rudolph hat die Corsaprise zu einem Erkundungsgang verlassen. Wir sind alle in Alarmbereitschaft. Überall Kynkloonen.
Sternenjahr wie immer, Sternenzeit 17.38

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 11

Die Crew kann es sich nicht erklären, aber anscheinend haben uns die Kynkloonen nicht bemerkt und deshalb nicht attackiert. Nachdem Command. Rudolph nichts Nennenswertes vom Erkundungsgang zu berichten hatte, übernimmt Dr. Prof. Zyank. Voigt die Brücke und manövriert die Corsaprise gekonnt souverän durch den Beta-Alp/67-Meteoritennebel.
Nachtrag: Wir schreiben immer noch (!) das Sternenjahr 1.9.9.2.; Sternenzeit 18.13

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 12

Durch das energische Beharren, einen absolut gräßlichen Spaceradiochannel abzuhören, provoziert Command. Rudolph fast eine Meuterei, die jedoch durch die Kompromißbereitschaft von Dr. Prof. Zyank. Voigt abgewendet werden kann. Mag. Theo. Gottkreß fügt sich unter Protest der Mehrheit der Crew, sein Wohlbefinden nimmt infolge der abscheulichen »Musik«-Beschallung und aufgrund mehrerer Rauchopfer im Brückenzimmer kontinuierlich ab. Die Stimmung an Bord ist weiterhin angespannt.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 13

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2.; Sternenzeit 18.40.
Beim Durchfliegen des Maxwell'schen Hyperloches werden wir von Raumpiraten zum Halten gezwungen. Dr. Prof. Zyank. Voigt verhandelt mit den heimtückischen Wegelagerern, die uns schließlich gegen das Überlassen einiger seltener Metallstücke aus dem bordeigenen Theaterfundus weiterziehen lassen. Die Stimmung an Bord ist immer noch gereizt, bessert sich jedoch stetig, man kommt dem Ziel der Expedition eben von Minute zu Minute näher.
Wann werden wir ankommen? Wie werden wir ankommen? Wo bleibt Major Pat Paterson?

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 14

Wir schreiben immer noch das Sternenjahr 1.9.9.2., aber das ist jetzt unwichtig. Sternenzeit 19.20
Eine schwerbewaffnete Armada völlig feindseitiger Kynkloonen hat unser Schiff in ihre Gewalt gebracht und Command. Rudolph sowie Mag. Theol. Gottkreß verschleppt. Außerdem haben sie die komplette Ladung (Meßgeräte, nautische Instrumente, etc.) aufgebracht. Unsere vom Vereinigten Menschlichen Planetenrat ausgestellten Passierscheine haben sie ebenfalls an sich genommen.

Nur ich befindet mich – nach einer vom Oberkynkloonen erteilten Erlaubnis – außerhalb des feindlichen Hauptquartiers, in unmittelbarer Nähe unserer geliebten Corsaprise, zu der mir der Zutritt allerdings bis auf weiteres verwehrt bleibt. Die Kälte hier draußen im luftleeren Raum ist unerträglich. Meine Finger werden steif und ich muß die Eintragungen hier bis auf weiteres abbrechen.
gez. Prof. Dr. Zyank. Voigt

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 15

Sternenjahr s.o., Sternenzeit 19.30
Noch immer werden Command. Rudolph und Mag. Theol. Gottkreß als Geiseln festgehalten. Die Lage scheint aussichtslos. Meine letzte Hoffnung liegt bei Außenspäher Major Paterson. Oder ist auch er der bewaffneten Übermacht zum Opfer gefallen?

Soeben werden Command. Rudolph und Mag. Gottkreb in Begleitung des Oberkynkloren in Ketten zurück zur Corsaprise gebracht. Unter Anwendung roher Gewalt werden sie gezwungen, die wertvollsten Schätze unserer Ausrüstung herauszugeben. Wir haben keinerlei Hoffnung mehr. Das scheint das Ende unserer Mission zu sein.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 16

Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 20.05
Das Wunder ist geschehen! Anscheinend auf höhere Weisung hin lassen die Kynkloren von uns ab und geben auch die Ausrüstungsgegenstände wieder vollständig zurück. Was steckt dahinter, fragen wir uns. Wir vermuten, daß sie einen Peilsender an der Corsaprise angebracht haben, damit wir sie zum Planeten der anmutigen Jungfrauen führen. Dagegen wären wir machtlos, da die zunehmende Knappheit der Sauerstoff- und Weinvorräte uns zwingt, die Reise rasch und zügig fortzusetzen. Trotzdem freuen wir uns, daß wir – entgegen aller Erwartungen – noch leben. Nur für Paterson, der wahrscheinlich in einem ihrer Keller vor sich hinschimmt, sehen wir schwarz.
Wir sind bei dir, Pat.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 17

Sternenjahr wie üblich. Sternenzeit 21.05
Die weitere Reise ohne Zwischenfälle fortgesetzt. Defekt der Beleuchtungsanlage! Weitere Einträge bis zur Reparatur unmöglich. Trauer um Major Paterson. Sonst keine weiteren Toten.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 18

Sternenjahr wie üblich, Sternenzeit 21.47
Kurzer Aufenthalt in einem Raumfahrerimbiß. Die dort Angestellten sehen abstrus und seltsam aus, eine Anmutung wie orangefarbene Gurken, jedoch scheinen sie harmlos, ja sogar uns wohlgesonnen.
Command. Rudolph hat nach dem Vorfall mit den widerlichen Kynkloren immer noch Krämpfe in der Magengegend. Wir machen uns weiterhin Gedanken um Außenpäher Pat Paterson, sollte er schon so bald aus unserer Mitte gerissen worden sein?

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 19

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 2.15
Nach einer langen und entbehrungsreichen Reise bekommt Command. Rudolph die Krise.

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 20

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 4.30
Die drei vollblütigen Jungfrauen liegen schlummernd in ihren Kojen, als wir erschöpft, aber gedenlos erleichtert bei der Raumstation eintreffen. Command. Rudolph weckt sie, worauf zwei von ihnen tatsächlich aus ihrem Tiefschlaf erwachen und in die Kombüse schlürfen. Dort wird erst einmal Sekt verteilt und das schreckliche Erlebnis mit den abstoßenden Kynkloren berichtet. Die beiden Jungfrauen Esmeralda die sich Kugelnde und Sabine die immerfort Lächelnde können kaum die Augen öffnen, da noch verträumt und entrückt, gehen umgehend wieder zu Bette. Die Crew der Corsaprise zieht sich kurz darauf auch in die adretten Kojen zurück und entschlummert alsbald...

Computer-Logbuch-Eintrag Nr. 21

Wir schreiben das Sternenjahr 1.9.9.2., Sternenzeit 23.43
Niemand hat noch daran geglaubt, die Hoffnung war längst trister Resignation gewichen, aber er ist soeben eingetroffen – abgekämpft und mit einem schwer angeschlagenen Raumgleiter erreicht Major Pat Paterson den Planeten der vollblütigen Jungfrauen und wird überschwenglich vom Rest der Crew in die offenen Arme geschlossen. Wir sind alle sehr, sehr glücklich.



Warum es zu den Lieblingsbeschäfti-
gungen der seltsamen außerirdischen
Rasse zählt, kreisförmige Piktogramme in Korn-
felder zu drücken, gehört nicht hierher und soll
ein andermal erörtert werden. Es soll am Rande
erwähnt werden, daß solcherlei Tun diese Wesen
in eine Ekstase versetzt, die unserer sexuellen
ziemlich nahe kommt.

Jedoch war nun die Situation eingetreten, daß
das rätselhafte Entstehen der Zeichen im Acker
die Menschen der Erde beunruhigte und nicht
nur die Klügeren unter ihnen auf die Spur der
Extraterrestrischen wies. Deswegen kratzten sie
einen ordentlichen Haufen Gold zusammen und
bestachen ein paar tatige Greise, auf daß diese
die Verantwortung für die Kreise auf sich näh-
men. Natürlich konnte das bei weitem nicht alle
Menschen überzeugen, daß es hier ausschließlich
mit irdischen Dingen zuging, doch die Hauptge-
fahr schien gebannt und andere Themen dräng-
ten sich in die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit.
Die – im Vergleich zu den vorausgegangenen
– kleinen Muster, die ein besonders willens-
schwacher Außerirdischer in meinem Nachbar-
dorf in die Felder drückte (gegen das ausdrück-
liche Verbot seiner Regierung übrigens), fielen
denn auch niemandem auf außer mir. Aus reiner
Neugier legte ich mich auf die Lauer, bis ich
ihn eines Nachts auf frischer Tat ertappte. Als
ich ihn ansprach, fuhr er erschrocken hoch, und
blickte, aufs Peinlichste berührt, auf die halbfer-
tigen Kreise.

»Wir leben von dem Korn, das du zerstörst,«
sprach ich ihn an.

»Und wir schöpfen unsere Lust aus den
Mustern, mit denen wir es zerstören«, entgeg-
nete er.

»Wenn das so ist, dann glaube ich nicht, daß du
nicht von diesem Planeten stammst.«, sagte ich.

»Aber ich schäme mich dafür,« antwortete er
und senkte den Kopf.

»Dann freilich bist du hier falsch«, erwiderte ich
nach einer Pause und erschoß ihn.

Traum

Von Träumen zu reden ist das eine, Träume
zu haben was ganz anderes. Kleine Poesie im
Wachen wächst sich aus zu Gedichten, die wer-
den können wie ein ganzes Leben: Mikrokosmos.

Und wieder liege ich wach, betrachte deine
Lider, hinter denen die Augen zucken, spüre den
Kampf, der dich bewegt und bleibe kalt. Das
spärliche Licht des dämmernden Morgens ver-
zerrt die Konturen, macht das Vertraute anders-
artig und fremd, und doch ist es kein Traum,
denn den träumst ja du. Meinen Traum.

Jetzt drehst du dich um, bist du es wirklich,
du, der Traumdieb, raubst den Schatz meines
Schlafes, gib ihn wieder her!

Ich versuch mich zu erinnern. Da war doch
was. Eingetaucht in deine Augen auf der Suche
nach dem Gral der Seele, dem endlos-ewig-
währenden, dann später: eingetaucht, versunken
auch jetzt, im Kampf der Glieder, um in dir zu
wühlen, bis der Krampf sich löst, ein Lächeln
Glück verspricht, dann der Schlaf, aus dem ich
hochschnelle, gequält durch die Leere in mir, ver-
zweifelt den Traum suchend, den du mir nahmst.

Hart preß ich mich an die Wand, aus Angst,
den Schatten zu berühren, den dein schlafotter
Körper nach mir wirft, der wächst, und sich als
der Dämon des Wahns in mein Hirn frißt, unter
den Augen einer bleichen Sonne.

Panik und Gedanken schwinden, ich versinke in
ein schwarzes Nichts, durchpulst vom Pochen deis-
nes Blutes, das zur Decke spritzt, als ich das Mes-
ser wieder und wieder in deinen Körper ramme,
bis der Schlaf etwas anderem – größerem –
weicht, erschöpft sinke ich in die Kissen und
träume und träume...

Ich liege wach, die Kirchenuhr schlägt

dreimal an, du drehst dich im Schlaf, dein Blut pulst ruhig, ich schau dich an. Ich höre Autos, ein Zug pfeift von fern, ein Scheinwerferlicht verirrt sich durch die Ritzen des Rollos in eine hintere Ecke des Zimmers.

Durch deine geschlossenen Lider versuche ich dir in die Augen zu sehen, spüre deine Träume und errate die Zweifel, die dir das Herz zerfurchen, und durch die unsichtbaren Bande, die unsere Seelen verknüpfen, auf mich überspringen.

Form und Farbe deiner Gedanken verschwimmen, bis du neu und fremd wirst, und leise atme ich durch, als ich vertraute Züge deiner fremden Person erkenne.

Ich küsse deinen Hals und du bewegst dich nicht, durch ferne Zeiten verschwimmen meine Gedanken, sinken dahin, bis auch ich etwas anderes bin, als ich je war;

Der Keller ist dunkel und durch die dreieckigen Schlitze meiner Kapuze nehme ich nur schemenhaft mein Opfer wahr, dessen Schreie zu einem Wimmern ermatten, wenn ich die Schrauben an den Fingern enger drehe. Die Litanei des Priesters im Eck verstummt für einen Moment, als das Blut durch das Gewinde tropft, wie ein Donner hallt mir das Brechen der ersten kleinen Knochen im Hirn.

Immer, wenn ich der Hexe mit meiner glühenden Zange kleine Stücke Fleisch aus Brust und Bauch zwicke, und fauliger Gestank mir in die Nase steigt, denke ich an dich. Dann steigt ein Lächeln in mein Gesicht, dessen Güte selbst mein Opfer noch bemerkt, namenloses Entsetzen in die Augen geschrieben, die ich bald mit großen, rostigen Nägeln für immer erlöschten lassen werde.

Ich bin kein Unmensch, ich mache nur meine Arbeit, pflichtbewußt und genau, die Priester wissen mich zu schätzen.

Denn ich weiß: Die Welt ist schlecht

Denn ich weiß: Ich bin nicht berufen,
sie zu ändern, zu erobern

Denn ich weiß: Ich bin nur der Vollstrecker,
die Angst, die Furcht;
Mehr nicht

Wieder flieht mein Bewußtsein durch die Nebel der Zeiten, ich spüre, wie ich mich verändere, wie es in mir wächst, wild, blutig und unaufhaltsam, Hüllen fallen ab von mir, alles Menschliche schwindet, wird fern, du liegst wieder neben mir, die Schreie der Hexe von einst gellen mir durchs Hirn, als sich meine Hände in dein warmes Fleisch krallen, vermengen sich mit deinen Schreien, ich spüre deine Schläge nicht und hör nicht auf, bis das Blut von den Fingern tropft, ich bin ein Tier geworden, werde es bleiben.

Oh Frau! Da stehst du, und ich seh dich

an. Du bist es, kein Zweifel, alles da, Beine, Arme, Augen, Brüste, alles dran, ich kann dich erkennen, du bist es, doch wo ist das, was ich so sehr liebte, so lang, Zeiten, die wie Ewigkeiten waren? Und auf einmal find ich dein Lachen so falsch, erkenne den Krampf, der deine Handlungen bestimmt, die nicht vom Herz gesteuert werden. Ich entsetze mich ob der Falschheit, die ich so lange nicht durchschauen konnte, mein Gott, ich seh dich doch, kein Zweifel, du bist es, doch wer bist du?

Langsam fühle ich, wie es wieder über mich kommt, meine Gedanken fangen an zu fliegen, verlassen meinen Körper und bald schwebe ich über den Dingen, die sich mit der zunehmenden Distanz zu einer abnormen Realität verzerren, ich fliege und schwer liegt der Hammer in meinen Händen, mit dem ich die Bilder zerschlage, die unser Wesen bestimmen. Nun steh ich da und schaue hinter die Fassaden, das Du – es war mir doch einst so vertraut – splittert, füllt sich auf, fällt auseinander, genau in dem Maß in dem ich weiter trümmere, den schweren Hammer in den Händen. Staunend, entsetzt schau ich auf die Splitter, warst du nur Bilder, mein ganzes Leben lang? Wo ist das Du? Wo bist Du? Ich halte ein, denn ich merke: Ich habe dich verloren...

Da zieht Leere in mein Herz ein, ein Vakuum wächst in der Seele, und ein neues Bild entsteht, das so sehr dem Bild gleicht, das ich als letztes übrig ließ, und in dem ich jetzt den Kern erkenne. Dein Du. Und es verschmilzt mit dem in meinem Herz, man kann sie schon kaum mehr auseinanderhalten, und ich erkenne alle Züge darin, die mir einst so vertraut waren. Alle sind sie aus dem Kern gewachsen und ich beginne zu verstehen.

Nun bewegst du dich, ich sitze wieder im Sessel gegenüber, ich sehe dein Lächeln, spüre es in den Augen, aber wieder sind es die Bilder, die dein Wesen bestimmen, nichts ist zertrümmert und schwer ist es, den Kern sehen zu wollen. Wo ist der Hammer? Ich erkenne: Ich habe dich verloren. Wirst du mich finden?

Vollendete Armseligkeit ist der Versuch,

Gefühle auf einer rationalen Ebene begründen zu wollen. Ein solches Verhalten widerspiegelt nichts anderes als das Scheitern eben dieser Gefühle. Das Nicht-wahr-haben-wollen von Tatsachen, die diese Gefühle enttäuschen und als unnötig, sinnlos, lächerlich erweisen. Der Versuch, Gefühle einem Gegenüber argumentativ zu untermauern, ist ein Hilfeschrei. Und als solcher – wie eingangs erwähnt – armselig.



Die Wolken

Die Menschen, so sehr ich sie mag, kommen mir vor wie Wolken. Oftmals langsam – nur im Sturmwind zu drohenden Bergen aufgebauscht – ziehen sie vorbei. Die Augen zusammengekniffen, vermag ich in ihnen alles zu erkennen, was die Welt zu bieten hat. Allein: Greif ich danach, so bleibt nichts als die nasse Kälte des Wasserdampfs.

Ich kann sie nicht greifen!
Und dann weiß ich nicht:
Wer ist das Phantom, sie oder ich?
Und dann weiß ich nicht:
Bin ich auch so kalt wie die Wolken?

Wäre das Dach nicht über mir, ich würde nach oben in den Himmel starren, bis mein Kopf im Nacken festwächst.

Bestimmt sind da oben viele Wolken, nur ab und zu einen Sonnenstrahl durchlassend, der dann die Giebel der Häuser anblitzt. Auseinander ziehen sie und wieder zusammen, manchmal als dichte Schicht, manchmal einzeln und allein, wie nach einer verlorenen Schlacht...

Über das Wesen der Lüge

Manche Leute lügen mit Worten, wieder andere mit ihrem Wesen. Lügen tut – auf seine Weise – wahrscheinlich ein jeder. Womit ich lüge, weiß ich nicht, denn belügen tut man sich in erster Linie selbst. Die Wahrheit ist zwischen den Lügen zu suchen. Dabei ist nicht sicher, ob nicht auch die Wahrheit eine Lüge ist, d.h. daß vielleicht alles, was zwischen Lügen liegt, selber wiederum eine Lüge sein muß. Und wenn alles gelogen, also auch die Wahrheit gelogen ist, dann ist auch jede Lüge wahr. Sie wird gesprochen, gelebt, steht im Raum, nimmt Gestalt an, wird real und somit zur Wahrheit; sie ist egal. Wer nicht lügt, ist also wahrscheinlich tot. Tot sein heißt keine Worte, kein Wesen mehr zu haben, um zu lügen. Nur der Tod ist Wahrheit. Doch vielleicht ist auch das eine Lüge. Ich weiß es nicht, denn ich bin ja noch nicht tot. Oder ist auch das gelogen? Oder wahr? Und als solches wiederum auch gelogen? Ich glaube, der Punkt ist erreicht, an dem einem klar wird, daß es echt egal ist, ob man lügt. Wie gesagt, selber merkt man's ja eh nicht. Alles ist egal! Alles ist gelogen!

Über das Wesen der Ordnung

Ordentliche Menschen sind mir ein Graus. Ordnung und Chaos sind zwei Prinzipien, die, seit es Menschen gibt, im Wettstreit miteinander liegen. Das Prinzip des Chaos ist das Prinzip der Gefühle. Gefühle sind immer chaotisch. Ordentliche Menschen sind die Menschen der Vernunft. Sie können nicht lieben; das Chaos dabei vertragen sie nicht. Komischerweise können sie trotzdem geliebt werden. Und dann zeugen sie Kinder, die sie zur Ordnung erziehen. Statt sie zur Liebe zu erziehen. Sie hassen das Chaos. Sie stehen jeden Morgen auf, wenn der Wecker klingelt. Sie achten auf ihre Linie, und sie vergessen nie den Geburtstag ihrer Frau. Nicht aus Liebe, sondern weil sich das so gehört. Weil man an einem Geburtstag eben seiner Frau etwas schenkt. Egal was. Das Prinzip der Ordnung ist der einfache Weg, der gerade Weg, eine Linie ohne Krümmung, von der Geburt bis zum Tod. Herr des Chaos zu werden, ist viel schwerer. Oft wird das Chaos zum Herrn. Man wird hin- und hergeworfen, keine Ordnung zeigt einem dem Weg, auf dem man einherstolpert. Die Gefühle sind so stark, wenn man sie nicht in ein System hineinpreßt. Und es sind so viele Gefühle: Angst, Freude, Wut, Hoffnung, Liebe. Liebe!

Die großen Mühlräder drehen sich langsam und erhaben im seit Jahrhunderten gleichen Takt, gischtiges Wasser treibt sie vorwärts, das Holz ächzt im Rhythmus der Umdrehungen, der Geruch des zerstampften Mehls dringt zu dem Steg, auf dem ich stehe, schwebt über dem Wasser, und wird Eins mit dem beruhigenden Drehen des Rads, so daß der Kreis sich wieder schließt. Das alles zusammen, das Rad, das Wasser, das unter mir gurgelt und sprudelt, das Mehl und wiederum das Rad zeichnen ein Bild, das meine Seele besser wieder spiegelt, als es gedachte Gedanken, gesprochene Wörter könnten.

Hier spüre ich den gleichen Kreislauf des Seins, ein Rad, das die Zeit zermahlt, fähig ist, aus der chaotischen Unruhe des Elements vollendete Ruhe in vollendeter Bewegung zu schaffen.

Hundert Augenblicke und mehr das gleiche Wasser, das gleiche Rad. Hundert Augenblicke und noch mehr knirschendes Holz in meinem Herz. Wie Mehlwürmer meine Gedanken.

Darauf wartend, zersiebt zu werden. Ruhe zu finden im Rasen der Energie, die die Seele zum Kreis bindet. Ich spüre deine Hand auf meiner Schulter nicht mehr. Längst ist sie schon an mich drangewachsen.

Ganz ruhig, wie wildes Wasser, fließt dein Blut in mein Herz und tritt wieder aus, verzweigt sich in alle Gefäße meines Körpers, um dann doch wieder zurückzukehren und ewig weiter so im Kreise zu strömen.

Deine Hand auf meiner Schulter bewegt sich, es ist kühl geworden. Ich schaue in deine Augen, die wie Räder strahlen. Der Mehlwurm, der in mir denkt, spürt, wie er geliebt wird, wie er liebt, und hört auf zu denken. Alles ist ruhig geworden, alles ist eins, das Mühlrad, das Blut, das Holz, deine Augen, alles dreht sich.

Deine Hand in meiner Hand verlassen wir den Steg. Selbst die Sonne scheint.

Der Mensch schreit nackt, Felsen hören es und staunen

Eine Trilogie, die der Autor verfaßt hat; der Mensch wäre ein schöner Mittelpunkt. Oder ein schönes Ziel. Trilogie als Versuch, einen Weg zu finden.

Teil 1: Sein Ich zu treffen ist auch ein Schreck; Der Zustand als eine Welt ohne Hoffnung

»Das Streben nach dem süßen Leben bringt tiefe Not und frühen Tod,« reimt der Asket, der, seit ich denken kann, in der Nische neben mir steht.

Gespenstisch leuchten seine Augen, nachts, wenn er sich peitscht, und überhaupt scheinen sie das einzige Lebendige an ihm zu sein.

Damals, als er mich das Fühlen lehrte, tauchte ich durch sie hindurch tief ein bis in das Innerste seiner Seele, finstere Schluchten, immer durchzuckt von den Schreien seines gequälten Körpers.

Ich blieb bei ihm.

Die Strahlen, die von ihm ausgingen, waren so seltsam.

Ich nahm sie auf, alle.

Langsam wuchs die Nische um mich herum; ich rauchte viele Zigaretten, durch deren Nebel seine Strahlen wie Pfeile drangen.

Sie trafen mich überall, und ich begann zu fühlen.

Fühlen, daß ich verloren bin...
daß ich mich sehne,
daß ich nur suche,
daß ich verloren bin,
wenn ich nur suche, nur sehne...

Es war so seltsam.

Immerzu lauere ich darauf, den schwarzen Fleck in der Sonne seiner Augen wiederzufinden, durch den ich damals in den Abgrund seiner Seele fiel. Denn ich weiß: Dort liegt die Erlösung.

Und da muß auch die Liebe sein! Andauernd züchtigt er sich, in den Pausen reimt er, ich weiß nicht, was schlimmer ist, beides trifft nur mich, brennt mich aus, mich, dessen Hoffnung am Grund deiner Seele liegt, mich, deinen Bruder.

Teil 2: Der Mensch sucht Ich, ohne es zu finden; Identifikation mit Eigenschaften der Hoffnung als nötige Konsequenz

Ich treibe um und gehe ab wie ein Komet. Sternensprühende Schweife sind mir magisch, jedoch immer hinterher. In Fetzen fliegt eine Schallmauer um meine Watteohren. Mich holt keiner mehr!

Der Abend eine Trümmerbahn.
Der Morgen: Auch nicht heil.
Dem Kreiselschwindel angetan
und dem Schicksalsschneidebeil.

Die Welt um mich ist veränderlich – sie verändert sich! Spitze Dornen sind der Vorgeschmack des Tages, Dornen, die drohend stechend winken, gemein und fies, wie sie halt so sind; Dornen eines fernen Morgens, eines fernen Abends, der so ganz verlassen da in seiner Trümmerasche liegt.

Und wieder explodiert der Schein der Welt – ein Zuckerschlecken, das noch jeden Krümel schätzt, ihn findet, auftreibt, ausnützt!

Aus irgendeinem Grund bin ich in verschiedene Stücke zerborsten; es ist schwierig zu beschreiben, wie sie alle aus dem rötlich-pulsenden Kern hervortraten. Welch eine Fliehkraft!

Wie sie sausen!
Mann, bin ich schnell!!

Wenn ein Mensch auseinanderfliegt, so ist das ein Schauspiel, das mich fesselt. Leiden schwelt in dumpfer Ahnung, dennoch lach ich.

Ist ja auch kein Wunder, denn: kaum denk ich's, schon bin ich ein Stück; wie auch immer: ein Stück des Ganzen, ein austauschbares Trumm, weit weg geschleudert vom Kern, von dem ich nichts mehr weiß, und der vormals trotzdem Ich, Ich und Ich war.

Komisch, da fliege ich, auf einmal ein Komet. Und selbst der Splitter, der ich bin, steht auf, erdreistet sich und fragt das Leben nach dem Sinn. Ist das nicht armselig? Richtig jämmerlich? Fast hätt ich vergessen, wie das Vakuum rauscht an den sinnentwohnten Ohren. Wie ein Komet zu sein ist so unvergleichlich!

Fast hätt ich auch schon vergessen, wie die Funken sprühen und in meinen Augen blitzen, wenn ich mal wieder so gefährlich nah, doch auch gewandt, die Atmosphäre eines dieser fest und scheinbar doch bedrohlich kreisenden Körper streife, das, was ihr Planeten nennt; ein fetter, feister Haufen Masse eben, der glaubt, weil er mehr ist, daß er alles zu sich zwingt, ja durch mich gar noch mehr zu hoffen droht. Ich frage mich: Was will der? Bin ein Funken, der rot glüht und will nichts Böses. Was hat der nur für ein Recht? Wer hat Rechte?

Erst nachdem die Turmuhr zwölftmal anschlagen hatte, merkte ich, daß es mein eigener Geist ist, der auf seinem eigenen Planeten landet.

Landet! Nicht: Abstürzt (womöglich noch mit Panik in der Stimme!).

»Wie gut es tut, wieder daheim zu sein!«

– Das ist eine Lüge.

Denn: Was soll er tun, der Komet, deiner Meinung nach?

Etwa: Leben, ohne zu verglühen?

Oder: Halt fliegen, wohin ihn der Sonnenwind trägt?

Alles negieren? Wurscht sein lassen?
Gestern geboren und gestartet, heute mit feurigem Schweif, bohrende Fragen als Zeit-Los (waren sie nicht schon vorher da?), das Morgen als Tag der Ankunft, weich wie Schnee, nötig, dringlich, selbstverständlich.

Dasein als Da-Sein. Das Da-Sein als die Hoffnung des Morgen.

Wie ein kleiner Komet...
Ich halte inne, blinke kurz mit den Augen; als Feuerball fliege ich durch den Raum, durch bekannte und unbekannte Dimensionen, durch Nah und durch Fernes, Alltägliches und Unerreichbares, und ich fliege weiter, fliege einfach, es ist mein ganzes glühendes Leben, ich fliege immerfort, immerzu...

Teil 3: Ein drohender Schatten ist die Angst vor dem Ich; die Kraft der Hoffnung besiegt das Bedürfnis nach Resignation

Einst, und der Tag war grell, und mit bösartiger Wucht hieb die Sonne ihre Strahlen durch den Raum bis auf mich, und voll Fieber glomm mein dürstendes Menschenauge, da weckte mich das Geräusch berstenden Chitins.

Ich wunderte mich sehr, als ich bemerkte, daß es mein eigener Panzer war, der da zerbrach. Ich war enttäuscht: Ich hatte mir schon mehr von ihm versprochen!

Nun lag ich also da mit dem aufgebrochenen Korsett, und es war klar: Ich war gewachsen!

Ausgerechnet am Vorabend des großen Balls der Königin!

Wie unpassend.

Den besten Schneider, sturmerprobte Schuppenmacher, Visagisten, sie alle rief ich (es kostete mich mein letztes Geld!) doch keiner wurde mit mir fertig, keiner verstand es, mich herzurichten. Und das am Abend vor dem Ball der Königin!

Ich wimmerte, ich flehte. Ich drohte, schmeichelte, versprach...

Doch einzig: Es war nichts zu machen:
Ich war gewachsen!

Ich machte mir Vorwürfe, besann mich meiner törichten Leichtfertigkeit; denn eigentlich war mir schon lange klar, daß ich wachsen würde; zu erdrückend spannte der Chitinmantel an entscheidenden Stellen; zu sehr hatte ich mich an diese Enge schon gewöhnt.

Und jetzt ist er hin! Gesprengt, geborsten!

Wie ein schüchternes Häufchen Plasma werde ich morgen vor der Königin stehen, aufgerissene Fettaugen, ein Wesen ohne Form, ja ohne Sein.

Wie konnte mir das nur passieren?
Ich seh sie richtig vor mir: huldvoll, die Grazienhand im richtigen Kußwinkel geneigt; eine feste Brust vor einem jungen Körper, ein Gesicht, gezähmt von rehdunklen Augen, morastige Lichter, die mühelos ein ganzes Reich zerstrahlen;
Sie: Mein Traum.

Nichts, aber auch gar nichts deutete darauf hin, daß es ein besonderer Tag sein sollte. Schläfrig wie immer – zugegebenermaßen ein bißchen schöner als sonst – schickte sich die tägliche Sonne an, erste Strahlen durch die Dämmerung gleiten zu lassen. Auch daß die Vögel angefangen hatten, ihren Morgengesang anzustimmen, war schon seit Wochen nichts Außergewöhnliches mehr. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit verlängerten sich die Tage und der Geruch von Frühling und Lebenslust lag in der Luft. Erste Wecker klingelten, erste Frühaufsteher gingen ihren von Morgengrauen erfüllten Weg zur Arbeit. Wie gesagt, weit und breit nichts Absonderliches.

Dennoch besah sich Benno Blütentraum dieses Morgenerwachen durch seine milchigen Küchenfenster hindurch in einer sozusagen festlichen Stimmung. Die Weinflasche neben seinem Glas hatte sich auf ein beachtlich niedriges Niveau gesenkt und im Aschenbecher vor ihm verrauchte in kleinen blauen Kringeln seine letzte Lucky Strike. Obwohl er versuchte, seine Gedanken in Spiele des Winds in den Blättern des Baums vorm Fenster zu vertiefen, schielte er in immer kürzer werdenden Abständen hin zum Küchenwecker, der auf dem Kühlschrank unruhig hin- und her tickte. Noch eine Stunde und 23 Minuten, so sagte ihm sein letzter Blick, und dann war es exakt 25 Jahre, das Viertel eines Jahrhunderts her, als ein weißbekittelte Gynäkologe ein bläulich schimmerndes Bündel durch einen Klaps auf den Hintern aus der zu diesem Zeitpunkt noch vorhandenen Geborgenheit einer Gebärmutter riß und ihn schreiend in eine Welt warf, in der er sich seitdem zurecht zu finden versuchte.

Benno nahm einen weiteren Schluck, der einen herben Geschmack im Hals hinterließ. Eine weitere Minute war verstrichen. Ungewöhnlich störend drang das Geräusch eines startenden Wagens zum Fenster hinein. Die im Aschenbecher vergessene Zigarette setzte einige andere Dinge dort drin in Brand, um nicht so allein vor sich hin zu qualmen.

Auch nichts Außergewöhnliches. »Ein Viertel Jahrhundert«, dachte er, »25 Jahre zu 365 Tagen.« Eine Menge Zeit. Eine Menge Dinge, die passiert sind seit dem blauschreien den Erwachen. Erste Erinnerungen ab vielleicht drei Jahren. Danach wird die Erinnerung lückenloser. Erst wird man Kind, irgendwann kommt die Pubertät, während der ganzen Zeit wächst man, lernt man, lernt, zu werden wie die anderen sind, wächst hinein in die Welt der anderen. Man merkt's, ich hab's gemerkt, und versucht, mich laut und wütend dagegen aufzubäumen. Blauschreiend, sozusagen. Das ewige Gestreite mit den Eltern hört auf, wenn man endlich seine Koffer packt und abhaut. Dann sind sie froh, wenn man überhaupt noch ab und zu kommt. Aber dann merbst du, daß sie nicht allein die Welt sind, die an einem frißt. Der Pfennig, den du jeden Tag zweimal umdrehst und dann doch dreimal ausgibst, ist dein eigener. Der Chef gibt ihn dir nur, wenn du pünktlich da bist und deine Arbeit verrichtest. Arbeit, das ist was, was du irgendwie überhaupt nicht tun willst. Nicht, weil du faul bist. Das bin ich nicht, nicht wirklich. Sondern weil der Zwang dahintersteckt, einfach jeden Morgen die Stempelkarte ins dazugehörige Einführloch zu tauchen. Auch wenn man, wie heute, viel lieber zusieht, wie die Sonne langsam die Giebel der ersten Häuser links warm erleuchtet.

»Ein Viertel Jahrhundert«, denkt sich Benno nicht zu Unrecht, »ist ein Haufen Zeit.«

Die durchschnittliche Lebenserwartung im Deutschland unserer Tage beträgt für Männer 78 Jahre. 25 Jahre sind davon exakt 32,05%, also praktisch ein Drittel. Es ist fraglich, welche Zeitspanne fürs Alterssiechtum abzuziehen ist. Die gängige Meinung auf alle Fälle ist, daß das Leben desto wichtiger ist, je jünger man ist. Jedenfalls sind die Jungen dieser Meinung. Eigentlich auch die Alten, die sich noch im Tod an jeden Funken noch vorhandener Lebensfunktion klammern, weil sie jetzt endlich schnallen, daß sie soviel verpaßt haben, was sie niemals wiederkriegen können.

Liebe zum Beispiel. Wirkliche Liebe, die nach nichts fragt.

Jedenfalls glaubt Benno, daß es das Eingeholtwerden von dieser Erkenntnis ist, das den Alten ihr griesgrämiges Aussehen gibt. Und die Tatsache, daß es einem anscheinend doch nichts bringt, irgendwo 40-jähriges Firmenjubiläum zu feiern, außer einem handgeschriebenen Glückwunsch vom Chef.

Irgendwie ist es verdammt traurig, denkt sich Benno, die Leute hier haben alles, was sie wollen. Rein materiell mehr, als sie wahrscheinlich vor 50 Jahren zu träumen wagten. Damals waren sie jung und räumten die Trümmer ihres geliebten Nazireichs mit bloßen Händen zur Seite. Vermochten nicht, von einer glücklichen Zukunft zu träumen, weil es so schwer war, erstaunt die glückliche Gegenwart zu errichten. Doch die war plötzlich da. Schneller, als sie es eigentlich begreifen konnten. Das Wunder. Erhard paffte seine dicke Zigarette, und jeder Zug, den er tief inhalierte und mit gelöstem Blick dann wieder von sich

stob, schien die Aktien um einen Prozentpunkt höher klettern zu lassen. Man gönnte sich nicht viel, die schlechte Zeit im Kopf hielt zum Sparen an, und daran, wie das Guthaben auf dem Sparkonto wuchs, maß man seinen persönlichen Erfolg, indem man sich in Sicherheit wiegte. Sicherheit!

Da bist du 78 Jahre alt, die Uhr ist nicht nur rein statistisch abgelaufen, sondern auch ganz real krallen sich knochenbleiche Hände in den Kittel der Krankenschwester, die sich vorsichtig mit der Schnabeltasse deinem Mund nähert. Ihr macht es nichts aus, weiß sie doch, daß du dann um so sicherer trinkst. Das ist ihr wichtig. Sie ist eine gute Schwester. Nimmt sich Zeit, die mit Medikamenten gefüllte Flüssigkeit in deinen schleimigen Schlund zu füllen. Eine gute Schwester in einem guten Heim, das du dir leisten konntest von deiner Rente. Alle 14 Tage besuchen dich deine Enkel mit deiner Tochter. Dein Sohn hat viel zu tun. Wenn dich die Medikamente nicht allzu müde machen, denkst du gern an ihn. Er heißt Benno. Heute wird er 25 Jahre alt und du wirst ihn anrufen. Wenn die Medikamente dich lassen. Wenn er dich läßt.

23 weitere Minuten sind verstrichen, Benno hat gar nicht gemerkt, wie schnell es ging, obwohl er seinen starren Blick immer öfter auf die Uhr vor ihm richtet. Die Nacht ist gerade im entscheidenden Punkt der Dämmerungsschlacht von der Sonne geschlagen worden, und das Auftauchen der friedvollen Sonnenstrahlen senkt sich als ein erster Geburtstagsglückwunsch in sein Herz. Er weiß auch nicht, warum er gerade jetzt an seinen Vater gedacht hat. Den alten Schleimer, einsge worden mit seiner Schleimsuppe. Daran gewöhnt, sich von seinem schleimigen Geld zu ernähren.

»Er ist nicht mein Vater,« sagt er halblaut zu seinem Rotwein, »eigentlich ist er mein Großvater.«

Seine Mutter ist 20 Jahre jünger als sein Vater. »Wahrscheinlich war das damals so üblich,« redet er sich ein, obwohl er die Filme der 60er Jahre kennt. Der Gedanke, beide könnten sich einmal geliebt haben, erscheint ihm irgendwie obszön. Seine Geschwister, drei an der Zahl, und er als Produkt katholisch sanktionsierter Pflichterfüllung.

Er denkt an das Krankenbett, in dem der Vater vom Schlaganfall verrenkt liegt, und um welches die Mutter herumwerkelt, um eine Person zu versorgen, so, wie sie es mit 4 Kindern getan hatte (und immer noch tut), und er fragt sich, woher die Stärke des Zwangs kommt, sich um dieses Wesen zu kümmern, bei dem schon bei der Hochzeit klar war, daß seine Frau dereinst zur bloßen Krankenschwester degradiert werden würde.

Er saß da, das schon wieder leere Weinglas behäbig in der rechten Hand jonglierend, 50 Minuten entfernt von dem Zeitpunkt, der seine Existenz in einem Vierteljahrhundert verewigte.

Mitleid war das Gefühl, das er empfand, wenn er an seinen Vater dachte. Aber, trotz (oder vielleicht gerade deswegen?) des Zustands, von dem er wußte, daß sich sein Vater in ihm befand, weigerte er sich, dieses Mitleid zuzugeben. Irgendwie war der Vater doch der Mensch, der so bereitwillig das Pferd spielte, auf dem sie durch die Wohnung ritten. Der Papa, der sichtlich geschlaucht (das fiel Benno viel später, als er ihn schon nicht mehr richtig brauchte, auf), sich nach der Arbeit nicht faul in den Fernsehsessel flackte, sondern bereitwillig und mit dem augenschein-

lich größten Vergnügen die Geschichte vom Kaiser von China erzählte, der, sofern er nur mindestens 4 Schweinebraten mit Klößen verdrückt hatte, die bösartigsten Gauner der Welt außer Gefecht setzen konnte. Noch genau kann er sich an solche Erzählungen nach dem Abendessen erinnern, erwartungsvoll wippte er auf dem rechten Knie des Vaters, die oft bekriete kleinere Schwester (eine von dreien, die folgen sollten) in seltener Eintracht auf dem anderen sitzend, und gemeinsam feuerten sie den Vater an, den Halbgott, der er so sehr war für uns: »Komm, sag, wie ging's weiter? Wie habt ihr die Piraten besiegt? Wie habt ihr eure Ketten aufbekommen?« Und mein Vater legte seine breiten Arme um uns beide, und begann ganz und gar unglaubliche Geschichten zu erzählen, daß wir alles um uns herum vergaßen, vergaßen, uns zu streiten, vergaßen, über die Schürfungen zu jammern, die wir uns bei der üblichen täglichen Rauferei zugezogen hatten, und nichts waren als Kinder, die bis zum Rand aufgefüllt sind mit dem Stolz auf einen Vater, der gemeinsam mit dem Kaiser von China (welcher wie gesagt ganz unglaubliche Mengen an Knödeln vertilgen konnte), die verwegsten Abenteuer überstand, die man sich nur vorstellen konnte.

Benno, der kleine Benno, nahm einen weiteren tiefen Schluck aus der Rotweinbuddel. Erinnerung ist etwas, was besonders im Suff mit einer gewissen Heftigkeit von innen an die Schädeldecke schlägt.

Von einem Kriegszug gegen die ewig gegen unser Reich ansprengenden Mongolen, kleine, graue, verbissen gegen jedermann, der nicht selbst Mongole war, ankämpfenden Reiterhorden, kam mein Vater zurück, vorneweg die in ewigem Sing-sang sich wiegenden Priester, zu beiden Seiten des Zugs Menschenansammlungen, Rosenblüten streuend, als ob sie wirklich hofften, dadurch die Reise des Kaisers ins Jenseits eine Spur würdiger zu gestalten. Kein Wort trauten sich die feigen Hofschanzen an mich zu richten. Die zarten Finger meiner Mutter drückten sich in mir unbekannter Weise in den Rücken, und ich ahnte, nein ich wußte, daß mein Vater diesmal nicht als Held, sondern als Bezwungener an seinen Hof zurückkehrte, ich fühlte seinen Tod, einen von Verrat geprägten Tod, (wie es halt so war unter Kaisern), noch ehe sich die mit Kiefern- und Myrrhekränzen geschmückte Holzkiste näherte.

Das Volk schien aufrichtig zu trauern. Doch meine Lehrer schärften mir Mißtrauen gegen das eigene Volk als Grundsatz des gerechten Regenten ein. Viel setzte ich daran, das Geschehene aufzuklären. Die Gefolgsleute, die sich dem Feldzug anschlossen, waren sich größtenteils ihrer Schuld bewußt. Ihrer Schuld, den Kaiser einer Situation auszusetzen, die ihn dann auch wirklich das Leben kostete.

Ihr Pflichtbewußtsein bewiesen sie dadurch, daß sie sich anderntags in ihr eigenes Schwert stürzten. Um ihr Versagen wettzumachen und in einer anderen Welt ihrem Kaiser Beschützer zu sein, so sagten sie.

Er, mein Vater, war während der Schlacht von Ulan Bator von hinten von einem Armbrustpfeil niedergestreckt worden. Verrat war nicht nur ein Verdacht, sondern eine Tatsache. Die Würdenträger bewiesen ihre Unschuld durch den Selbstmord. Doch sie gaben mir keinen Hinweis auf die wahren Hintergründe. Vielleicht mochten sie meinen Vater trotz aller Treue nicht. Vielleicht mochten sie auch mich nicht. Oder vielleicht wußten sie es selber nicht.

Jedenfalls sie brachten meinen Vater zurück als einen toten Gott, und ich bestieg den Thron.

Ich kann mich noch genau daran erinnern, an den Zeitpunkt, an dem sich die Wiedersehensfeier mit meinem mir so fremden Eroberungsvater mit meiner Ausrufung zum Kaiser verband. Es war genau 45 Minuten vor meinem 25. Geburtstag (exakt, nicht in Tagen gerechnet).

Benno wundert sich nicht nur darüber, wie schnell die Sonne es schafft, nicht nur in sein, sondern in alle möglichen Fenster zu scheinen. In genau 40 Minuten – das sagt ihm der unerbittliche Küchenwecker – hat er ein Vierteljahrhundert abgeleistet.

Das heißt: Er hat es rumgebracht. Irgendwie.

Doch, so fragt er sich, ist das der Sinn, kann das der Sinn sein? Es irgendwie rumzubringen?

Was heißt das: »Irgendwie?«

Zum einen beinhaltet das: »Er hat's halt geschafft.«

25 Jahre. Wie wir wissen, 32,05% dessen, von dem die Statistik sagt, das sei das Alter, von dem man hierzulande auszugehen hat. 1/3 des Lebens. Und das, obwohl die Statistik lügt. Ausgeht von irgendwelchen Leuten, die es nicht gibt.

»So ein Quatsch«, klinkt sich eine Stimme ein. (Wo kommt die bloß her? Keiner hat sie bestellt!)

Doch die Stimme sagt: »Sieh deinen Vater!

Du kannst nichts machen gegen deinen Vater!«

Noch 38 Minuten und Benno hat das stolze Alter von 25 Jahren erreicht. Er hat Glück. Er ist deutsch. Wenn's drauf ankäme, könnte er sogar einen Ahnenpaß erbringen. Doch den braucht er gar nicht erst, er ist Deutscher, das weiß er. Er wird 78 Jahre alt. Auch das weiß er. Freilich kann da was dazwischen kommen, aber das wäre eine pessimistische Art, das Leben zu sehen. Er fühlt sich nicht so, als ob er eines Tages beim Fensterputzen in die Tiefe klatschen würde um zum Fettklumpen zu verspritzen, ganz abgesehen von der Tatsache, daß er eh keine Fenster putzt.

Zeit ist so'n Ding, und das Ding Zeit zu erklären, ist etwas, was wissenschaftliche Enzyklopädien füllt, nur um es dann doch nicht zu erklären.

Zeit ist die Bewegung des Sekundenzeigers der Küchenuhr, weiter nichts. Wer versucht, das zu negieren, der ist ein Idiot. Trotzdem kann man darüber hinaus über Zeit nachdenken. Zeit ist wertlos, wenn sie nicht gewisse Zeitspannen beinhaltet. Darauf kommt es an. Auf die Zeitspannen. Auf das »von wann bis wann«. Auf das »wie lange«. Auf gar keinen Fall auf das »um wieviel Uhr.« Oder: »War es ein Samstag?« Eigentlich kommt es auch nicht auf die Zeitspanne an.

Oder vielmehr auf die tatsächliche Länge der Zeitspanne. Denn die ist so sehr relativ, daß sie nur an einem selber liegt. Zum Beispiel erinnert sich Benno noch sehr an seinen ersten Kuß. Er denkt dann nicht: »Das war am 13.3.1987 um 20.35 Uhr.« Und auch nicht: »Ich hab auf die Uhr geschaut; es waren ganze 45 Sekunden.« Sondern, wenn er daran denkt, denkt er an einen Augenblick, der wie eine Ewigkeit war. Irgendwann (egal wann!), irgendwo (egal wo!). Er war schrecklich verliebt in das Mädchen, das schon den ganzen Abend neben ihm saß, das er kannte, aber noch nie vorher als das Mädchen, welches er küssen wollte (und er wollte sie wirklich küssen), angesehen hatte.

Man hatte sich eingefunden in einer der üblichen Bierschenken, um den gelungenen Abschluß eines Theaterstückes zu feiern, bei dem sie mitspielte, und er zuschaute. Schwarze Haare stachen ihn in den Kopf und blaue Augen hinterher, und verwirrt hielt er sich an seinem Bier fest (Kaiser-Pils, die Schaumkrone fest wie immer). Bestimmt zwölf Leute dichtgedrängt am Tisch, das Gespräch so lebhaft, wie es ist, wenn es von allen getragen wird, irgendwie, ausgelöst durch etwas, von dem er damals noch nicht wußte, um wieviel stärker es ist als alles andere, zieht sie seine Hand herunter, weg vom schützenden Pilsglas, bis sie Fremdes berührt, in Form einer anderen Hand, die durch Zuneigung bald so vertraut wird wie die eigene.

Vielleicht ist's das Bier, das die Schüchternheit schwinden läßt. Vielleicht, wenn ja, aber dann nicht nur. Ich sehe Augen, wie ich noch niemals Augen gesehen habe. Deine Hand hält die meine

inzwischen völlig fest. Das ist gut so, denn vielleicht würde ich sonst davonlaufen. Ich bin so feige. Das merke ich jetzt erst. Zum ersten Mal. Doch deine Hand gibt mir Mut. Sie hält mich fest, und ich werde nicht davonlaufen. Im Gegenteil. Lange haben wir uns in die Augen gesehen. Auf einmal war es, als ob alles, was nicht zwischen unseren Augen liegt, weg wäre. Nur wir zwei waren noch übrig. Ich zog deine Hand an mich heran und der Rest folgte. Was vor allem folgte, war dein Kopf, dein Gesicht. Es war wie ein Planet, der auf meinem Orbit landete. Dann spürte ich nur noch deinen Mund auf meinen Lippen. Heiß preßte sich deine Zunge zwischen meine Zähne. Ich war zu schüchtern, dir zu folgen. Und sehr überrascht. Doch ich nahm deinen Kuß an, und wühlte meine Zunge in die entgegengesetzte Richtung. Lange verharren wir so, und ich genoß die Möglichkeiten, die mir diese neugeschaffene Situation bot.

Schon bevor mir der erste Hofdiener die Lorbeerkränze als Zeichen der Kaiserwürde um die Stirn band, wußte ich, daß es eine schwierige Zeit werden würde. Die Mongolen waren nicht das einzige Volk, das unser Reich bedrohte. Im Süden kämpften wir gegen eine eigentümliche Rasse an, so dunkel wie die Rinde des Eichenbaums in der Nacht. Es ging das Gerücht, ihr oberster Gott habe ihnen als Mission den Auftrag zugeteilt, bis in das Zentrum der Welt, das Innere der verbotenen Stadt, vorzudringen, um dort ihre allerheiligste Kultstätte zu errichten. Ihre Angriffslust kannte keine Grenzen und ihre Tollkühnheit war binnen kurzem Legende. Braune wütende Teufel fielen wie aus dem Nichts über meine schlechtbesoldeten, der Heimat und dem Vaterland entwurzelten Soldaten her.

Wie auch im Nordosten mußten auch die Südgrenzen ständig zu unseren Ungunsten geändert werden. Das Reich, das ich erbte, schrumpfte wie eine Feige, die man in der Sonne liegen gelassen hatte.

Die Kraft, sich gegen das Schicksal aufzubauen, fehlte, da sie selbst in den inneren Strukturen nicht vorhanden war. Das gesamte wirtschaftliche Leben befand sich seit Jahren fest in der Hand von Arabern, Türken und Japanern. Besonders die Japaner schreckten nie davor zurück, sich ihre Vorteile durch rein militärische Gewalt zu sichern.

Wenn ich ehrlich bin, löste die Nachricht vom Tode meines Vaters keine allzu tiefe Trauer in mir aus. Dazu war er mir wirklich zu selten begegnet. Und wenn, dann wahrlich nicht in der Rolle des liebenden Vaters. Was er zu vermitteln versuchte, war vielmehr die absolute Gerechtigkeit strenger Autorität. Doch seine bescheidenen Versuche, (die sich übrigens auf diverse Grausamkeiten beschränkten, die mich »hart machen« sollten), hatten beileibe nicht genug Qualitäten, mich zu seinem Herz vordringen zu lassen. Auch stand mein Vater während seines verhängnisvollen Mongolenfeldzugs in der Blüte seines Lebens, 45 Jahre zählend und eine gesunde Verdauung aufweisend.

Alles in allem war es also für mich ziemlich überraschend, daß ich mich zum einen um die Trauerfeierlichkeiten kümmern mußte, und zum andern stante pede von den kaiserlichen Leibwachen zum Thronfolger ausgerufen wurde. Ich war seit wenigen Stunden 25 Jahre alt.

Und nun war ich der Kaiser von China. Meine Ausbildung hatte das Studium der christlichen Ideologien – von Montesquieu bis Hobbes über Marx und zurück – enthalten, doch das Reich, das ich erbte, war nicht nur durch feudalistische Strukturen, sondern auch durch den zunehmenden imperialistischen Druck eben der Mächte, die mir in ihren Universitäten auch so andere Ideen vom menschlichen Zusammenleben boten, ohne im Stande zu sein, sie selbst zu verwirklichen, bedroht. In verschiedenen Küstenstädten hatten sich bereits Engländer, Franzosen und Holländer festgesetzt, (die Deutschen wurden von diesen im Zuge der 1. Welle vernichtet), und die Japaner begannen, ihre wirtschaftliche Impressionspolitik mit Eroberungen zu untermalen. Es war eine schwierige Zeit. Ich heiratete viele Frauen im Gedanken, dadurch einige Landesteile wieder fester an mich zu binden.

Doch meine Politik gelang nicht, die europäischen Mächte begannen, ihren Einfluß fächerförmig in mein Reich hinein auszudehnen. Es dauerte nicht lange, bis die USA in dieses Kräftespiel hineinstieß, und mir jeden vernünftigen Gedanken an Widerstand stahl. Schließlich fiel wie ein böses Unwetter Japan über uns herein und verwandelte uns in so etwas wie eine Kolonie. Als Kaiser gesehen war das jedoch noch besser als das, was dann mit Mao Tse Tung kam. Wie gesagt, als Kaiser gesehen!

Es hat mich immer verwundert, daß die Japaner mich als Mensch sehen wollten, während sie ihren eigenen Kaiser als Gott verehrten. Aber: wie's in der Bibel so schön steht: Du sollst keinen Gott haben neben mir!

Der Wecker, der auf Bennos Nachttisch Asyl gefunden hat, und dieses in ca. 20 Minuten hemmungslos zum Einläuten eines neuen Zeitalters benutzen wird, tickt nach wie vor in immer gleichbleibender Eintönigkeit vor sich hin.

Meine Prognose ist, daß er dann, wenn er sich anschickt, durch ein absolut nervtötendes, nicht mal Klingeln zu nennendes Gelärme, die Protagonisten aus ihrem Gedankenfluß reißen wird, und eben diese Gedanken untergräbt in einem Meer von Wann-, Wie-, Womit- etc. -Fragen.

Eine politische Ebene, auf der sich einige Köpfe, gestützt durch die gewaltigen Armeen bewegen, scheint zur Zeit von Panzern überrollt zu werden.

Ich war jung, als ich das Amt übernahm, über das Reich zu herrschen.

Jetzt merke ich jeden Tag, wie ich älter werde.



Der Turm

Perlig glitzert der Schweiß auf der von der Sonne verbrannten Haut meiner Arbeiter, wenn sie Ziegel um Ziegel den Turm in die Höhe schrauben, dem Himmel entgegen. Weit, so weit, liegen die Wolken schon unter uns und werfen ihre Schatten auf Menschen, deren Silhouetten wir nur noch erahnen.

Mein Vater und mein Großvater waren die Baumeister vor mir, und wie auch ihnen gehorchen mir die Arbeiter aufs Wort, für die ich wie ein Gott bin und jeden Tag hoffe ich, endlich das samtene Gewölbe zu erreichen, das das Erdenn rund umspannt, und auf dem die Sterne und der Mond festgenagelt sind, um in der Tiefe unter uns die Herzen der Liebenden zu erfreuen.

Es ist eine große Aufgabe, die wir uns gestellt haben, eine Bestimmung, die die Auguren aus den Eingeweiden der heiligen Fische lasen, und wir haben keinen Zweifel an dem Schicksal, das uns die Vorsehung zugewiesen hat.

Denn wir wissen: Wir sind bestimmt, an die Grenzen unserer Vorstellung zu stoßen.

Sie zu fassen, zu begreifen.
Und dann zu durchschreiten.

Wir sind bestimmt, zu werden wie die Götter, die uns erschufen. Eisig weht der Wind hier oben, und das Atmen fällt schwer, so daß die Arbeiten langsam vorstatten gehen. Einen vollen Tag dauert es, die Kiste mit Lebensmitteln an dem schier endlosen Seil empor zuziehen, das uns mit der Welt am Boden in Verbindung hält. Gerade haben die Männer es geschafft und hieven den schweren Eichenbehälter auf die Plattform, doch statt Brot, Wasser und Früchten finden wir nur eine Nachricht, und ich spüre beim Lesen, wie das Blut aus meinem Gesicht weicht.

Es ist eine Botschaft des obersten Priesters, in der er von wilden Horden berichtet, die, von Osten kommend, die Grenzen des Reichs überrannt haben und auf dem Weg sind zu unserer Hauptstadt, zu unserem Turm, dessen Schatten ihnen den Weg wies in unser Reich.

Schon morgen, so schreibt der Oberste Priester, werden sie die Stadt erreichen, wir seien verloren.

Und wirklich beginnt nun der Turm zu zittern, ich gehe zum Rand und schaue hinunter, doch die Tiefe bleibt so unergründlich wie eh, und ich werde nie herausfinden, ob die Feinde bereits die Stadt genommen und unseren Menschheitstraum zu zerstören begonnen haben, oder ob das die Priester tun, um ihn nicht ausliefern zu müssen.

Mein Geist ist nichts als ein zuckendes Bündel Verzweiflung, das Zittern wird stärker, wird zum Schwanken, die Gesichter der Männer sind aschfahl, verzweifelt klammern sie sich an Säulen und Kanten, und jeder weiß: Der Traum, zu werden wie ein Gott, der ist vorbei. Die Grenzen der Welt, die samtene Himmelskuppel, die Sterne, aus reinstem Gold und Silber geschmiedet, nie werden wir sie erreichen. Und der Fall wird so tief...

»Wir sind so nah dran,« denke ich, als der Turm sich ein letztes Mal zur Sonne neigt und das grausame Geräusch berstenden Mauerwerks in unsere Ohren dringt, unser Ende zu verkünden.

Dabei konnte ich's schon riechen, das Samt des Himmels. Nachts, im Traum, fühlte ich den blanken Glanz der Sterne. Wir waren so nah dran.

So nah dran, zu werden wie ein Gott.

Mit einem letzten Klimmzug hieve ich mich empor, ich habe es geschafft, habe die Plattform erreicht. Das Gesicht pulst noch rot von der Anstrengung, die Töne des Herzens krachen in mir mit nie gespürter Intensität, aber ich hab's geschafft. Mein Blick sucht den Horizont ab, schweift über Wälder, Täler, Flüsse, und vermag doch den Rand der Welt nicht zu erahnen. Ich bin der erste, größte, höchste, ich bin ganz oben, ich habe es geschafft.

Wie die Glieder einer Kette hängen die Kameraden, die, an mich, an meine Spur geklammert, gemeinsam mit mir den Aufstieg wagten, im Fels.

Die ersten, die mir direkt auf den Fersen sind, habenbekommen mitverfolgt, wie ich den letzten Schritt, die letzte Anstrengung unternahm. Ängstlich warteten sie, ob ich nicht doch noch strauchelte, ein falscher Griff, ein loser Stein, den ganzen endlosen Weg dann in umgekehrter Richtung in Sekundenschnelle überbrückt, aber jetzt hab ich's geschafft, bin oben, wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht weiter, nach unten, nach unten, gibt jedermann neuen Mut, und sie wissen jetzt, oder: glauben, jetzt zu wissen, daß auch sie es schaffen, ich, ihr Führer, habe es bewiesen, daß es geht und jetzt, verfrüht schon siegestrunken, glauben sie eben, das sei der Beweis, daß auch sie, die nur blind dem Rücken des Vordermannes folgen können, es schaffen, alle wollen sie es, wollen nach oben, da, wo ich jetzt bin, da, wo man die Sonne schmecken kann.

Die Törichten!

Und nur ich sehe, was sie vielleicht erahnen. Viel zu klein ist sie, die Plattform über den Wolken, viel zu klein für das ganze blinde Pack, das nur dem Rücken des Vordermannes folgen kann.

Schon taucht der Kopf des Nachfolgenden auf, das Glück eines Menschen, der sein Ziel erreicht hat, in die Augen geschrieben.

»Wir sind da, wir sind oben! Gib mir deine Hand«, sagt er und streckt die seine aus.

»Dein Traum ist aus, mein Freund,« sage ich, und das Lächeln, das mein Gesicht ausstrahlt, ist echt. Es kommt von ganz innen, aus den Tiefen meiner selbst. Seine ausgestreckte Hand ignoriere ich, mit voller Wucht auf die andere, am Fels festgekrallte Hand trend. Das Brechen der kleinen Knochen kann ich schon nicht mehr hören, es geht unter in einem finsternen Schrei, der sich rasch nach unten fortpflanzt.

Bäuchlings liegend, über den Rand nach unten spähend, beobachte ich, wie sie, einer den anderen mitreißend, in der Tiefe verschwinden, die sich meinem Blick entzieht.

Gereinigt von den Ameisen, die meiner Spur folgten, erstrahlt der Berg.

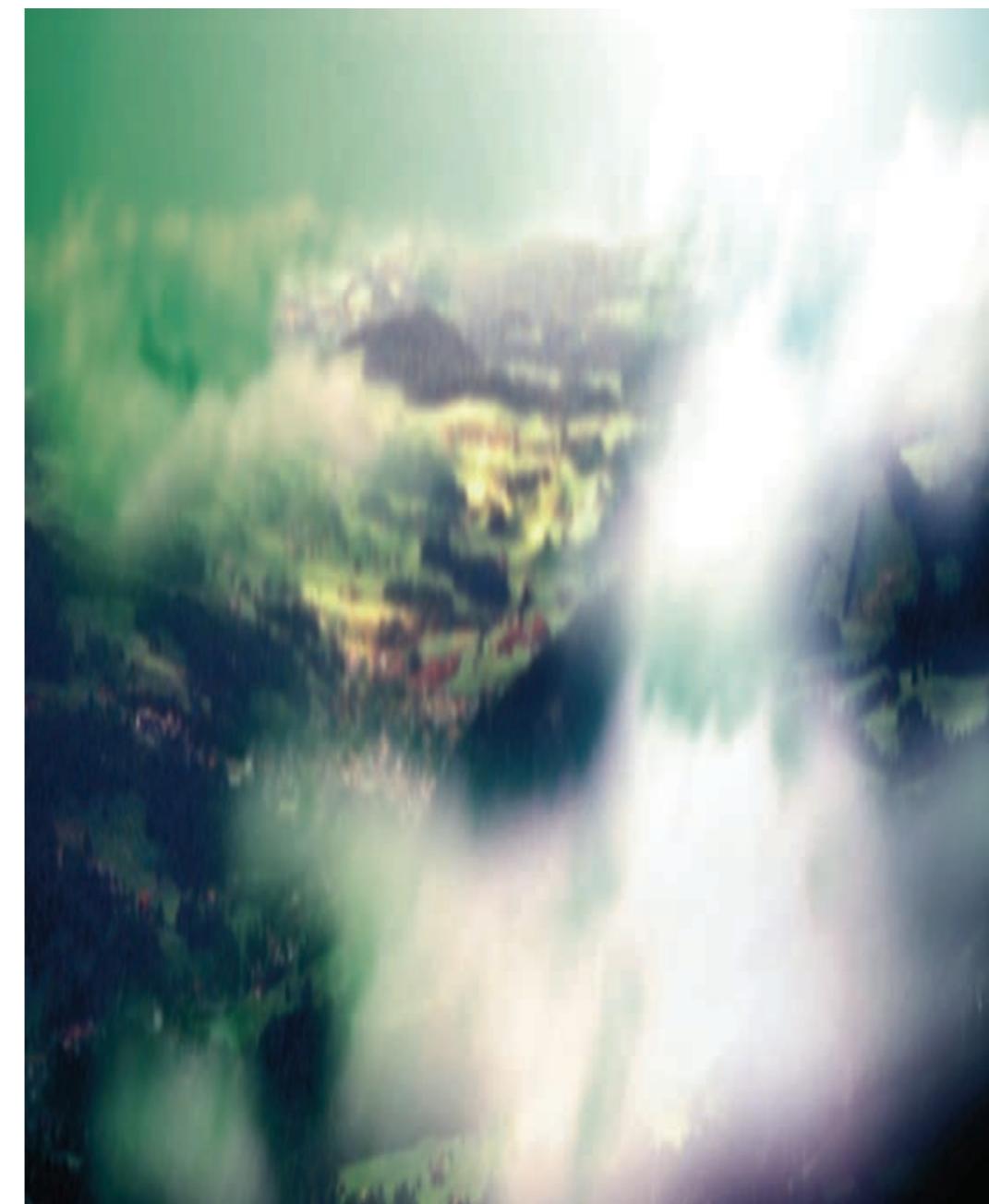
Und unter der Sonne, die ich liebe, so sehr liebe: nur ich.

Ganz oben, an der Spitze: nur ich.

Es ist, als existiere: nur ich.

Ich bin ewig geworden, geworden wie ein Gott.

Ich hab's geschafft!



Der Raum ist kahl, viereckig, hat keine Fenster, keine Tür, und wird nur beleuchtet von einem herrlichen Glanz Gottes, der verlassen an einem dreckigen Tisch hockt. Trübsinnig schenkt er sich in ein vom Alter erblindetes Glas etwas seines Blutes und trinkt in gierigen Schlucken, die den Säufer verraten. Den Säufer aus Einsamkeit. Denn Gott ist allein, nicht seinesgleichen gibt es auf Erden. Auch keine Göttin, die seine Gedanken mit spitzen Brüsten und dem sinngebenden Locken der Leidenschaft in erfreuliche Bahnen reißen könnte. Eigentlich gibt es auch keine Gedanken mehr, gefressen hat sie das uralte Nagen der Einsamkeit.

Nur selten erinnert er sich an seine große Zeit, als er im Glanz seiner Allmächtigkeit die Welt erschuf, kein Zweifel, das hat er toll gemacht, das hat er hingekriegt, damals hatte er Schneid, Genie und den tiefen Glauben an den Sinn des Seins. Und dann hat er sich seine Kinder gebaut, eins als strammer Mann wie er selber einer war, damals, es war ganz einfach, so wie alles in jener Zeit, ein Haufen Dreck genommen, mit göttlichen Exkrementen vermischt, auf die Töpferscheibe damit, husch husch, gelernt ist gelernt und fertig, und dazu noch ein Pendant mit genau der anatomischen Beschaffenheit, nach der es Gott besonders in lauen Frühlingsnächten besonders gierte. Doch seine Ansprüche an seine Geschöpfe waren zu groß, seinen konservativen autoritären Vorstellungen konnten die beiden nicht standhalten. Um seinem Wüten zu entgehen, das ihn bei immer nüchternen Anlässen überkam, suchten sie Schutz beieinander. Gegen ihn, den Allmächtigen, den herrlichen Vater, zu dessen Größe sie – das spürten sie in jeder Pore – nie würden emporsteigen können, konnten sie nur Trost beieinander finden und unter den mißmutigen Augen des strengen Herrn wurden sie

zu einem Paar. Ihre Liebe ließ die schwierige Zeit im Hause des Vaters zu einem langen, so scheinbar ewigwährend glücklichen Augenblick werden. Und vor allem fing diese Liebe an, diejenige zu ihrem Herrn zu übertreffen, für den sie seit dem Beginn ihrer Existenz unendliche Ehrfurcht und Achtung, sowie eine von dem Verlangen nach Lob und Anerkennung verstärkte tiefe Zuneigung empfanden. Das war auch durchaus verständlich, da der Herr – besonders in den Anfangszeiten – im Grunde ein lustiger, liebenswerter Kumpan war, mit dem sie viel Spaß hatten und der ihnen mit umsichtigem Rat half, zu verdauen, was die Welt, die sich vor den staunenden Augen der Neugeborenen entfaltete, ihnen zu bieten hatte. Das Dilemma begann erst nach einer Zeit der Reife, als Gott seine Anforderungen an ihren Charakter (wie er es nannte) immer höher schraubte und gleichzeitig seine Zöglinge anfinnen, mancherlei eigene Ansichten zu äußern und auch zarte Kritik an ihm zu üben. Kritik vertrug er nicht, und als er sich noch dazu Adam und Evas offensichtliches Versagen ins Gedächtnis rief, kam es zum ersten offenen Streit. Und bei dem blieb es auch nicht. Adams und Evas Leidenschaft zueinander entstand. Ein dunkler Schatten göttlichen Mißmuts legte sich aufs Paradies.

Adam und Eva merkten davon zunächst nichts. Ihre Liebe, die so frisch und unendlich war, ließ jeden Tag zu einem neuen Höhepunkt werden, trotz der Streitereien mit dem Alten. Sie nahmen kaum Notiz von der immer finsterer werdenden Laune Gottes. Und erst recht keine Notiz nahmen sie von der rasenden Eifersucht, die er nur mühsam unter Kontrolle hielt. Seit er gesehen hatte, wie sich seine Kinder in sprachlose Zärtlichkeiten flüchteten, in Sphären, zu denen er keinen Zutritt hatte, wuchs seine Begierde auf die hübsche Eva ins Unermeßliche.

Eines Morgens – kurz nachdem der Erzengel dreimal die Harfe zum Wecken geschlagen hatte – brach Gott zu einer Inspektionsfahrt nach Australien auf. Ein ziemlich gewaltiger Meteor war auf die ersten Exemplare eines immens wichtigen Gliedes der Schöpfungskette gekracht (so eine Art kleines Pferd mit 6 Beinen und einigen unsinnigen Flügeln irgendwo – kein Mensch hat je verstanden, warum's so wichtig war, vor allem, weil es sowieso bald von alleine ausgestorben wäre – es konnte weder richtig laufen noch fliegen, noch sich auf andere Weise einigermaßen koordiniert fortbewegen). Gott hatte vor, diese ärgerliche – er verließ nur ungern sein Grundstück – Angelegenheit, die die Evolution ins Wanken geraten ließ, bis zum Mittagessen zu beheben. Und weil er ungern allein verreiste, wies er Eva an, ein paar belegte Brote fertig zu machen und sich selber auch, um ihn zu begleiten. Diese trennte sich nur ungern vom Geliebten, doch Gott hatte Adam für den Vormittag eine gehörige Strafarbeit aufgegeben – er hatte beim Abendessen unbedacht geäußert, daß Gott wohl etwas geflunkert hätte, wenn er erzählte, die ganze Welt in bloß sieben Tagen erschaffen zu haben, wenn er gleichzeitig nur wegen ihm und Eva drei Stunden an der Töpferscheibe zugebracht habe – und im darauffolgenden Jähzornsanfall verdonnerte ihn der Herr dann dazu, Unkraut im Gemüsegarten zu jäten, was Adam, wie Gott wußte, überhaupt nicht gerne tat.

So kletterte denn Eva allein auf den breiten Rücken Gottes und verstaute die belegten Brote in der kleinen Tasche, die er sich in den Wattebart hatte schneiden lassen. Dann erhob sich Gott mit einem Krachen vom Boden, die Gurte, in denen Eva hing, strafften sich, und mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit rasten sie in Richtung Australien. (Das mit dem Fliegen war auch

so ein ganz toller Trick, besonders der Donnerschlag beim Start, erinnert sich Gott schmunzelnd, während seine zittrige Hand zur Flasche greift, die sich nie leert, da sie sich aus ihm selbst heraus ständig erneuert, – wie Blut. Jetzt hat er die Lust daran verloren und die Erinnerung an die Zeit im Paradies, die ihn gerade mit einer bildhaften Heftigkeit überfallen hatte, stimmte ihn wehmütig. Damals hatte er alles verspielt, das war ihm inzwischen bewußt geworden, die unsinnige Erbsünde, die er als Fluch auf die von ihm geschaffene Menschheit legte, war nichts anderes als sein ureigener Fluch, den er durch seine eigene grauenhafte Verfehlung verschuldet. Abrupt steht er auf und läuft ein paarmal um den Tisch. Wohin denn sonst? Die Wände, in die er sich vor Jahrhunderten selbst einschloß, sind kalt und grau, die Steine schlecht verfugt und lieblos zusammengesetzt, eines seiner Spätwerke eben, genauer gesagt, sein letztes. Wellen der Verzweiflung durchlaufen ihn, und wie immer, wenn ihn die Erinnerung quält, steht das Bild seiner Schuld da vor ihm, wie um ihn im nächsten Augenblick endgültig zu vernichten. Die Askese hatte ihn geläutert, doch das Bewußtsein seiner ewigen Einsamkeit nimmt ihm jeden Rest von Mut, scheint zu stark, um es zu ertragen.

Eva war noch nie in Australien, und sie genoß den Flug über geheimnisvolle Wildnisse und atemberaubend schöne Canyons, über wüste weite Wüsten, und Steppen voll von nie gesehenen Tierarten. Sie freute sich über die willkommene Abwechslung, und nachdem Gott ein zu Hause vorbereitetes Pärchen der abhanden gekommenen Gattung ausgesetzt hatte und der Zweck der Reise also erfüllt war, breitete sie die Brote mit einem dermaßen glücklichen Lächeln auf der Picknickdecke aus, daß Gott nach Tagen der Kälte Wärme in sein Herz einziehen sah.

Nelke, Grabesblume, dich hab ich jetzt
hier, hab dich gekauft, gleich um die Ecke
am Stand, ich weiß gar nicht, 1,50 DM, bist du
billig oder teuer, egal, Grabesblume, die Rosen
waren jedenfalls teurer.

Ich halt dich fest am Stiel, als ich aus der
U-Bahn steige, durch kurze Gassen führt der Weg
zu ihr, ich werde dich überreichen, mit schönem
Wort und Kuß, doch gleich danach beginnt sie
dann, die Trauerfeier.

Jetzt sitz ich wieder hier, schau mich um,
während sie Kaffee in den Filter schippt, lange
her gewesen, Erinnerung kommt, bleibt im Raum
stehen, als sie zur Gegenwart erstarrt. Neu und
alt alles um mich rum. Da, das Bild über der
Kommode muß neu sein, ich kenne es nicht,
auch andere Dinge kommen mir langsam fremd
vor, der Aschenbecher neben der Couch, die
übrigens umgestellt ist, die wuchernde Pflanze,
die zerknüllte Chipstüte im Eck. Der Rest: Ach so
vertraut!

Dann erste Worte, Gespräch dreht sich, links-
rum, mal rechtsrum, Hauptsache im Kreis, ich
blick zu deiner Vase, Nelke, hilf mir doch, warum
das alles nochmal und nochmal und nochmal
durchleben?

Seele

Meine Seele, das ist ein einsamer Vogel in
der Kälte der eisigen Luft um uns herum,
immer voller Angst, in die klebrigen Netze der
Fänger zu fliegen, böse Männer mit Händen aus
Erde, die ihn packen, den Vogel, zerrupfen, zer-
reißen, verspeisen und sogar das süße Mark der
Knochen auslutschen.

Ängstlich gehe ich durch die Straßen und weiß,
der Feind ist überall, lauert hinter jeder Ecke,
in jedem Hauseingang, mit hochgeschlagenem
Mantelkragen, den Hut in die Stirn gezogen,
steht er da und schiebt nach dem warmen Blut,
das mir die Furcht in den Adern gerinnen läßt.
Der Feind, das sind sie alle, das bist du, das
ist der Nachbar, der Lehrer, der Chef, sie alle,
ihr alle, ihr redet zu mir mit klebrigen Stimmen
und hoch aufschreit der Vogel in mir in seinem
Käfig hinter den Mauern, er spürt sie schon, die
erdigen Finger, die das Leben erwürgen, das ihn
in seiner Einsamkeit trägt.

Da sitz ich da, und sie schauen mich an mit
Augen, die sind wie die Lampen beim Verhör, hell
und strahlend, so unerbittlich wahr und warm, so
furchtbar, doch ich bleib stark, sie kriegen mich
nicht, sie sind zu anders, um mir was anhaben zu
können, flüst're ich dem Vogel zu, der den Kopf
an seinen Gitterstäben blutig schlägt, was ihm ja
eh nichts nützt, denn dahinter die Mauer ist ach
so arg, aus gutem Beton, bleib ruhig.

Einst, da fiel ich auf die Erde, von einem Stern,
weit weg und hoch oben. Der Vogel mit seinem
Schrei nach Freiheit war da schon in mir und
lange habe ich ihn bewundert und gehaßt, die
eigenen Erdfinger an die Außenseite der Mauer
gepreßt, die war zu stark für mich, ich hab
ihn nicht gekriegt und lange dauerte es, bis
ich erkannte, daß er sei wie meine Seele.

»Die Welt besteht aus Plastik!

Aus Plastik besteht die Welt!«

Der Irre in Zelle 37 schreit es immer wieder, es
sind die einzigen Sätze, die er spricht. 3x am Tag
reiche ich ihm das rohe Fleisch, von dem er sich
ernährt, durch die Luke, worauf er mich jedesmal
bespuckt. Im Laufe der Jahre ist sein Auswurf
blutig geworden, doch es macht mir nichts mehr
aus, denn in einer Welt wie dieser ist mein Kittel
mit einer Wachsschicht überzogen, von der man
alles abwaschen kann.

Abends, daheim, nachdem ich die Tiefkühlpizza
in die Mikrowelle geschoben habe, denke ich oft
an ihn, denn ich weiß, er hat Recht.

Ich bemühe mich, ihn aus meinen Gedanken
zu verdrängen, und doch gelingt es mir nie. Ich
weiß, daß man ihn einsperren mußte, weil er
Recht hat.

Mein Blick schweift durch mein Zimmer.
Der Fernseher rauscht in bunten Bildern. Die
Wachsblumen auf dem Eßtisch sind zu einem
geschmackvollen Ensemble kombiniert. An der
Wand hängen Kopien der Bilder van Goghs,
Dalis, Monets. Die Kunstledercouch wirkt so
unberührt wie meine Seele.

Ich gehe zum Schrank – Eichenimitation – und
hole die aufblasbare Puppe heraus, mit der ich
so gerne Liebe mache. Wenn ich ihre Latex-Brüste
quetsche, stöhnt das Tonband unterhalb ihres
künstlichen Nabels.

Erschöpft falle ich in einen traumlosen Schlaf.
Das erste Licht bricht sich in der Plastiktasse,
als ich erwache.

»Die Welt besteht aus Plastik! Aus Plastik
besteht die Welt!«, murmele ich, noch schlaf-
trunken.

Doch schon öffnet sich die Luke neben der
Kommode, und eine bleiche Hand wirft ein rohes
Stück Fleisch zu mir herunter. Angewidert spucke
ich nach der Hand, sehe es rot noch fliegen, und
freue mich, daß wenigstens das Geschwür in mir
noch lebt.

Der König der Liebenden

»Und das,« sprach der König der Liebenden, »war mein Traum:

Mein Land, einst eine fahle Burg der Hoffnung, wurde bedroht von großen schwarzen Vögeln, von denen es hieß, daß sie ihre schweren Leiber im Schatten der Sonne auf meine geliebten Untertanen fallen ließen, und ihnen so, erstickt unter der Last der Fittiche, die Luft zum Atmen nähmen.

Man munkelte, sie seien an den Grenzen des Reiches gesichtet worden, da, wo Eifersucht und Begierde ineinander überfließen und da, wo das Land an die eisigen Berge der Hartherzigkeit grenzt.

Und bald wähnte sich kein Bürger meines Landes mehr sicher vor ihnen.

Und auch, obwohl sich am Himmel keine Vögel zeigten, stieg der Schatten der Angst von den Hirnen in die Herzen und erstickte sie innerlich. Überall brach Panik aus und der Gerüchte waren viele. Tausende packten das Nötigste und setzten sich über die Grenzen ab. Flohen in die Berge oder in das große Land überm Meer.

Die, die da blieben, führten ein Leben in ständiger Furcht, und um sich zu schützen, bauten sie etliche Bunker, verlagerten ihr Leben mehr und mehr in den Untergrund und ihre Gedanken kreisten beständig nur um die Gefahr. Ihr Leben war Furcht geworden. Die Ernte brachte nur einen Bruchteil des gewohnten Ertrags, weil niemand mehr sich traute, die Äcker zu bestellen. Die Felder waren öde und verwahrlost, und nach und nach nahm die Natur wieder Besitz von ihnen.

Hungersnöte rafften Tausende dahin oder trieben sie aus dem Land, und wer zurückgeblieben war, lebte Tag und Nacht in den ausgedehnten leeren Schutzgängen unter der Erde. Ihre Haut wurde durch das Fehlen jeglichen Sonnenlichts weiß und durchsichtig wie Pergament und nur der gebrochene Glanz in den Augen erinnerte manchmal daran, daß sie einst die strahlendsten Menschen des Erdballs waren. Entvölkert und verheert bot sich das Reich der Liebe jeden Morgen der aufgehenden Sonne dar, und nur verwachsene Ruinen zeugten von der vergangenen Pracht.

Und kein schwarzer Vogel ließ sich blicken...«

Wir, die Edlen des Reiches, waren um das Bett des siechenden Herrschers versammelt, den sein Traum zu Tode geschwächt hatte. Als alter Mann lag er da vor uns in den Kissen, doch keiner von uns wußte Rat.

So entfernten wir uns wieder und zogen uns zur Beratung zurück in die Folterkammer. Lange schwiegen wir verbissen, und keiner wußte etwas zu sagen, bis endlich der Hofnarr die Stimme erhab.

»Als uns die Nachricht von des Königs Traum erreichte, eilten wir alle sogleich voller Sorge zu seinem Lager. Doch es steht schlimmer als wir dachten. Sein Zustand ist sehr ernst, und ihr alle ahnt, daß er sich nicht mehr erholt, er ist am Ende, er wird sterben. Und ohne König wird das Reich der Liebe zerfallen, verschwinden, wir alle, das ganze Volk, werden mit ihm untergehen, und auf diese Weise wird sich der Traum des Königs bewahrheiten, obwohl auch nur, weil durch ihn selbst ausgelöst. Ich sehe keine Chance mehr, die Zeit des Reichs der Liebe ist vorbei.«

Da sprang ich auf von meinem Sitz und rief:

»Ich werde es verhindern, daß das Reich zerfällt!«

»Wie willst du das denn anstellen?« rief die Meute.

»Ganz einfach,« sagte ich, »ich werde es aufessen, das ganze Reich auf einmal und dann ganz langsam verdauen, so bleibt es eins.«

Sie sahen mich ungläubig an, aber ich lachte nur, und als der Tag gekommen war, und des Königs Augen sich für immer schlossen, packte ich das Reich der Liebe an der Seite und fraß es auf einmal auf.

»Es wird dir schwer im Magen liegen,« warnte der Hofnarr ein letztes Mal, aber jetzt sitz ich hier im Schatten eines Birnbaums, nichts liegt mir im Magen, ich bin satt, warm und zufrieden. Und sauglücklich.



Tja, jetzt soll ich also ein Märchen

Terzählen, und dabei weiß ich gar nicht, wie man das so macht.

Ich weiß nur, daß meistens schöne Prinzessinnen vorkommen, die von ebenso schönen Prinzen befreit oder geküßt oder in Frösche verzaubert werden, die allesamt nicht sterben, gesetzt den Fall, daß sie heute noch leben, aber vielmehr weiß ich dann auch nicht, und von Prinzessinnen hab ich auch keine Ahnung, ich glaube aber, daß sie heutzutage nicht mehr entführt und geküßt werden, sondern nur noch heiraten, und ich weiß, was ihr jetzt sagen wollt, nämlich schaut ihr mich an mit großen Augen, in denen sich ein nie aufhörendes Wundern über das Erwachsensein als solches spiegelt, und ihr fragt euch ganz einfach und sehr folgerichtig »Warum will er dann überhaupt eins erzählen, wenn er's nicht kann? Warum überläßt er das nicht jemandem, der das kann, Mami zum Beispiel oder dem Mann mit der tiefen Stimme auf der Winnetou-Kassette, die mir Onkel Emil zum Geburtstag geschenkt hat? Was will der überhaupt? Sowas Dummes! Sowas Erwachsenes!« Und eigentlich habt ihr auch recht, wenn Ihr sowas denkt, aber ihr wißt

ja nicht, daß ich das Märchen eigentlich gar nicht schreiben will, sondern soll, und das ist, wie ihr ja bestimmt alle wißt, ein sehr großer Unterschied, wenn nicht sogar der größte überhaupt, aber eigentlich will ich's ja auch, sehr sogar. Und was ihr dabei denkt, ist mir völlig wurscht, oder doch nicht völlig, aber ziemlich. Also seid brav, und denkt nicht einen so gemeinen Unsinn, wenn ein Erwachsener redlich arbeitet und sich bemüht, sich ein Märchen aus den Fingern zu saugen. Ich würde ja auch lieber einen Detektivroman schreiben, oder ein Theaterstück, nach dessen Premiere die Menschen ihre Hüte vor Begeisterung in die Luft werfen oder sonstwas, aber mein Verleger, ein garstiger Mensch, der immer mit Bartstoppeln durch die Büros läuft und brüllt, sagte: »Ich brauche keinen Detektivroman und ich brauche auch kein Theater und erst recht auch keine Hüte, wir sind ein Kinderbuchverlag und was ich brauche, das ist ein Märchen,« und jetzt sitz ich da und habe den Salat und sauge schon heftig an meinen Fingern, doch nichts geschieht, und trotzdem saug ich weiter und saug und saug.

Die Not des Prinzen

Abends, so gegen acht, wenn ich vor dem Haus sitze und der leisen Musik des Sonnenuntergangs lausche, kommt er oft vorbei-gebraust, der Komet, der uns begleitet, und im Feuerschein seines Schweifes kann ich dann das rote Haar der kleinen Fee vom Stern nebenan leuchten sehen. Es hat einen Schimmer von Kupfer, nicht viel, aber doch genug, um mich zum Träumen zu bringen. Die laue Brise, die vom Meer herweht, hat immer etwas Melancholisches in ihrem Wesen, und lange noch, nachdem es dunkel geworden ist, sitze ich da, den Blick auf deinen Stern gerichtet, kleine Fee, und ich glaube, ich habe mich verliebt.

Ich stell mir vor, wie du bist.

Wir werden reden, lachen, träumen.

Ich stell mir vor, wie schön es ist, dich von Nah zu sehen, dein Haar zu riechen, deinen Blick zu schmecken.

Ich stell mir vor, ein Glück mit dir zu teilen, das uns unsterblich macht.

So sitze ich da, festgewachsen in meinem Sessel, den sterblichen Körper von der Schwerkraft gefesselt, und träume von dir, der Fee vom Stern nebenan, die ich gar nicht kenne, sind doch Lichtjahre zwischen uns.

Und wiederum warte ich auf den Abend, endlich naht der Komet, doch kein Funke deines Haars zeigt sich in seinem Feuerschweif, und mein Herz zittert, als ich erkenne, daß deine Umlaufbahn dich für immer aus meiner Galaxie geschleudert hat.



Eine Geschichte für Ilona

In alten Bagdad, inmitten all der Kalifen, Wesire, Kamele und all der sagenhaften Märchen, lebte einst der Teppichknüpfner Achmed. Achmed war nicht irgendein Teppichknüpfner, sondern mit Abstand der beste seiner Zunft, in der er es zu hohem Ansehen gebracht hatte. Selbst der Kalif persönlich war auf seine Webdecken aufmerksam geworden, und bedachte sie mit äußerstem Lob. Das ist verständlich, denn auch ein Kalif ist ja irgendwo ein Mensch, halt nur ein anderer, und niemand konnte sich der verborgenen Schönheit und Klarheit von Achmeds Teppichen entziehen. Jeder, der sie betrachtete, vermeinte, ein Stück von einem lang vergessenen Traum zu erhaschen, oder fühlte eine wärmende Kraft, die aus dem Zusammenspiel der Motive und Farben herauswuchs, und mancher ließ sich ganz in den Bann ziehen, und erkannte vieles, was er nie zuvor gesehen hatte. Nur mißgünstige Neider und Großstadtgeier sagten ihm Übles nach, doch insgeheim mußten auch diese sich eingestehen, daß Achmeds Waren an Schönheit, Geschmack und handwerklicher Fertigkeit einzigartig waren. Und dann standen auch sie da, schauten, erkannten, und versanken in einen jener Träume, die die Hoffnung der Menschen begründen, bis sie sich endlich losrißten, fast schon peinlich beschämten sich ihrer Gedanken bewußt wurden, nur um sie dann in Zukunft weiter standhaft zu leugnen.

Aber das alles ist normal, und gemessen an Herkunft und Beruf führte Achmed ein sorgenloses Leben in bescheidenem Wohlstand, ohne finanzielle Nöte, umgeben von Freunden und Bewunderern, und da seine Tätigkeit ihm zugleich höchste Genugtuung und höchsten Genuß bescherte, wurden seine Arbeiten wie auch sein Ruf von Tag zu Tag besser, und um die Zukunft brauchte er sich wahrlich keine Gedanken zu machen. Und doch fehlte Achmed eine Spur des Glücks. Er sehnte sich nach einer Frau, sehnte sich nach Nehmen und Geben, nach Teilen und nach Anteilnahme. Da war eine Stelle im Herzen, und die war völlig leer.

Dabei war Achmed beileibe kein häßlicher Mann – im Gegenteil: schon die morastbraune Tiefe seiner Augen verzauberte etliche Mädchen – außerdem eine gute Partie, der so mancher Vater günstlerisch die Tochter feilbot, doch hatte Achmed die Eigenart – und das ist es, was ihn so besonders machte – stets nur und ausschließlich auf sein Herz zu hören. Doch leider schwieg sein Herz bei jeder Frau, die ihm den Hof machte, so schön wie auch immer sie war, nur manchmal summte es leise, kaum hörbar.

Immer auf sein Herz zu hören war auch das Geheimnis seiner Knüpfkunst und die ganze Grundlage seines Lebens. Die Teppiche waren der unbewußte Ausdruck seiner Gefühle, waren greifbar gewordene Produkte der Harmonie in seinem Innersten. Denn eines jeden Menschen Innerstes war, bevor es durch die Einflüsse einer ganzen schädlichen Welt verkrüppelt wurde, geprägt durch Wahr- und Klar- und Schönheit.

Und diese Erinnerung an nie Gedachtes speist die Sehnsucht nach einem Irgendwo, einem Platz, den keiner mehr kennt, weil ihn jeder schon verloren hat. In Achmeds Webereien hatte dieser Zauber überlebt, und dennoch fehlte ihm dafür ein Stück vom Glück, welches das Schicksal an anderer Stelle aus ihm herausgerissen hatte. Manchmal litt er schon sehr unter der Einsamkeit, manchmal kamen ihm auch Zweifel, ob es so klug sei, immer nur auf sein Herz zu hören. Und im Laufe der Zeit, je länger sein Herz bei jeder Frau, nach der er es befragte, schwieg, wurde Achmed traurig und zunehmend trauriger.

★

Sein Herz, es sprach nicht mehr zu ihm, sprach nur – durch die Teppichkunst – zu anderen, und immer, wenn er es fragte, wie er das Sehnen nach seinem Traum von Liebe, Leben und Sinn stillen könnte, zu jeder Zeit, da er alleine war und auch so fühlte, dann schwieg sein Herz, nur manchmal summte es, und leise.

Vielleicht war es ein faules Herz, vielleicht behäbig, vielleicht weise. Keiner weiß es.

Doch eines Abends hatte Achmed einen Traum. Er träumte von der Sonne und von der Liebe, er erträumte sein ganzes fehlendes Stück vom Glück, und er träumte, daß sein Glück die Sonne sei, sein ganzes Alles, einfach nur die Sonne eben, und als er am nächsten Tag erwachte,

hatte er sich unsterblich in die Sonne verliebt. Und er wußte, er mußte sie suchen, seine, die eine, Sonne, er verkaufte seine gesamte Habe, verabschiedete sich von all seinen Freunden, und auch von seinen Teppichen, von denen er manche freilich selbst am meisten liebte, und zog los, seine, die eine Sonne zu finden.

Kreuz und quer reiste er durch alle Gegenden, doch wo auch immer er hinkam, immer lag die Sonne unerreichbar und weit weg. Und jeden Tag zeigte sie sich ihm aufs Neue, entflammte erneut die Leidenschaft seines Traums, von dem er inzwischen nur noch die Sehnsucht behielt, das Gefühl des Glücks jedoch schon längst nicht mehr spürte, und rastlos rannte die Sonne über den Himmel, viel schneller, als er folgen konnte, bis sie ihm endlich entschwand. Und wo er auch gerade war, immer war sie gleich hell und schön und strahlend, immer war sie der gleiche sinngebende Traum, doch nie war sie greifbar, und egal, was er tat, nie schien sie von ihm Notiz zu nehmen, obwohl er sie doch so sehr liebte.



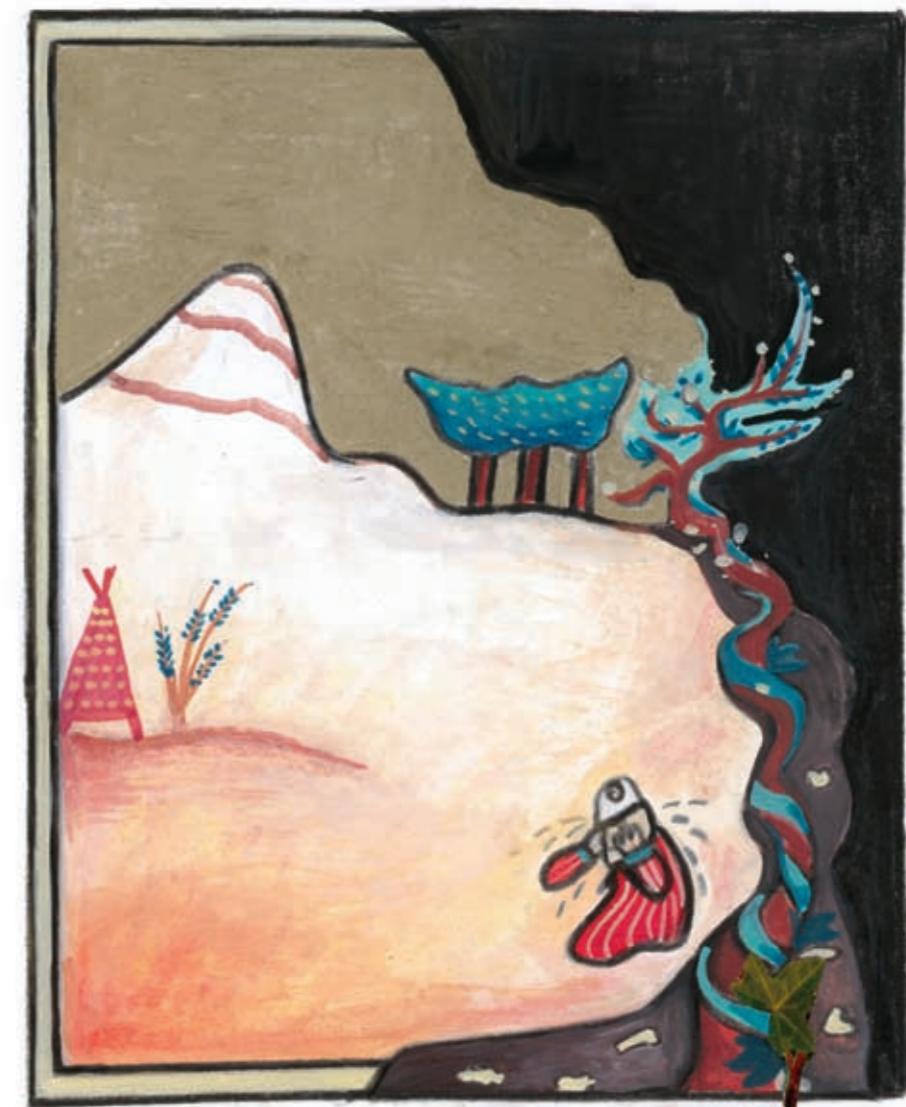
Immerzu suchte Achmed nach dem Ort, an dem er seine Geliebte in die Arme schließen könnte. Leben konnte er bequem von seinen Ersparnissen, und nach und nach bereiste er alle Länder, denen man damals schon Namen gegeben hatte, und auch einige andere. Manchen Rat erhielt er, auch einige Gemeinheiten und Räubereien mußte er erdulden, doch er wurde nicht müde, seinem Traum nachzujagen. Und da er nirgends länger als eine Nacht verweilte, bemerkte niemand, wie sehr die Freude und die Unbeschwertheit aus seinem Leben gewichen waren. Nur einige seiner Freunde im fernen Bagdad dachten manchmal an ihn und wünschten ihm Glück.

Nachdem er so all die Jahre durchs Land gezogen war, gelangte Achmed endlich auch an die vier Enden der Welt. (Die andern drei sind nicht weiter schwierig, wenn man das erste erst mal gefunden hat). An den Enden der Welt war gar nichts, was Achmed sehr erstaunte. Die Welt hörte einfach auf. Und nachdem Achmed die ersten drei Enden hinter sich gelassen hatte, und endlich am vierten und letzten ankam, war er überzeugt, daß es keinen Fleck auf der Erde mehr gäbe, an dem er seine Sonne noch nicht gesucht hätte. Und die ganze aufgestaute Schwere seines Herzens überfiel ihn, so daß er sich erstmal setzen mußte und bitterlich weinte.

Was sollte er noch machen? Er hatte einen Traum im Kopf, er, jener Achmed, der seine Träume zu Teppichen weben, sie ansonsten jedoch nur vermissen konnte. Und stärker denn je raste das Feuer in seinem Inneren, das Feuer der Sonne, einer Sonne, die einen verbrennt und austrocknet, und die gar nichts mehr von der Wärme der Sonne seines ursprünglichen Traums besaß, und die so anders war, als das, wonach er schon so lange und verbissen suchte. Ohne es zu merken hatte er, irgendwo zwischen den vier Enden der Welt, seinen Traum verloren und ihn gegen ein Trugbild eingetauscht, immer entfernt, immer schön, doch stets nur ein Bild. Ihm war er nachgeilett, nur, um immer zu spät zu kommen, blind gegenüber der Arroganz seines Scheins, vielmehr gefesselt davon und geblendet. Auf die Stimme seines Herzens achtete er nicht mehr viel, und obwohl sie manchmal sogar schrie, vernahm er sie kaum, so weit hatte er sich von sich selbst entfernt.

Und mit Asche im Herzen trat er den langen Rückweg zurück in die Welt an.

Und wie all die Jahre zuvor wanderte er ruhelos von einem Ort zum nächsten, jetzt jedoch ohne Ziel und Hoffnung, er war wie ein Stäubchen, das vom Wind des Schicksals durch die Gegend gewirbelt wurde, er war eine Pflanze ohne Wurzeln, und es war schwer, in dem gebrochenen, traurigen Mann jenen Achmed wiederzuerkennen, dessen Lebenslust in Bagdad von so vielen bewundert und geschätzt wurde.



So irrte er weiter lange Jahre ohne Plan, und kam schließlich auch zur Mitte der Welt.

Und hier, in der Mitte der Welt, begegnete er endlich der Sonne, doch da sein Herz inzwischen erblindet war, erkannte er sie nicht. Und auch die Sonne erkannte Achmed nicht. Denn, was Achmed nicht wußte: Auch die Sonne hatte einen Traum, und auch sie hatte ihn verloren, und sich schließlich in die Mitte der Welt zurückgezogen, wo sie ein stilles Leben führte. Und der Traum der Sonne war Achmed, aber eben jener Achmed, der er früher war, nicht jener, der sie nirgends finden konnte.



Doch weil er ihr sympathisch war, gewährte sie ihm Obdach, und als er sich am kommenden Morgen anschickte, sie wieder zu verlassen, geschah es, daß ein verirrter Sonnenstrahl durch den wolkenverhangenen Himmel in sein Herz fiel, und alle Schleier seines Irrtums wegwischte. Und da strahlten auch seine Augen wieder in ihrer morastigen Tiefe, und daran erkannte auch die Sonne ihn.

Die Legende geht, daß die beiden noch immer in völliger Harmonie und Eintracht in der Mitte der Welt wohnen, und von nichts als ihrer Liebe leben, und noch einmal setzte sich Achmed hin und webte einen Teppich, sein Meisterstück, und jeder, der diesen Teppich betrachtet, erahnt ein Stück vom Glück der beiden, das so unendlich wie die Welt ist, und auch ihn wärmt, und weiß dann, daß auch schöne Träume wahr werden.

Zweiter Schluß:

Sein Herz, es sprach nicht zu ihm, sprach nur – durch die Teppichkunst – zu anderen, und immer, wenn er es fragte, wie er das Sehnen nach seinem Traum von Liebe, Leben und Sinn stillen könnte, dann schwieg sein Herz, nur manchmal summte es, und leise.

Vielleicht war es ein faules Herz, vielleicht behäbig, vielleicht weise. Keiner weiß es.

Doch eines Tages sprach es endlich!

Es sagte Achmed: »Höre auf deine Träume!« Leider träumte Achmed nie.

Doch danach geschah es, daß Achmed doch träumte. Er träumte von der Sonne, und von der Liebe, er träumte sein ganzes fehlendes Stück vom Glück, und er träumte, daß sein Glück die Sonne sei, sein ganzes Alles, einfach nur die Sonne eben.

Und er wußte, er mußte sie suchen, seine, die eine Sonne, er verkaufte seine gesamte Habe, verabschiedete sich von all seinen Freunden und auch von seinen Teppichen, von denen er manche freilich selbst am meisten liebte, und zog los, seine, die eine, Sonne zu finden.

Kreuz und quer reiste er durch alle Gegenden, doch wo auch immer er hinkam, immer lag die Sonne unerreichbar und weit weg. Und jeden Tag zeigte sie sich ihm aufs Neue, entflammte erneut die Leidenschaft seines Traums, von dem er inzwischen nur noch die Sehnsucht behielt, das Gefühl des Glücks jedoch schon längst nicht mehr spürte, und rastlos rannte sie über den Himmel, viel schneller, als er folgen konnte, bis sie ihm endlich verschwand. Und wo auch immer er gerade war, immer war sie gleich hell und

schön und strahlend, immer war sie der gleiche sinngebende Traum. Doch nie war sie greifbar, und egal, was er tat, nie schien sie von ihm Notiz zu nehmen, obwohl er sie doch so sehr liebte.

Immerzu suchte Achmed weiter, nach der Stelle, an der er seine Geliebte in die Arme schließen könnte. Da er Ersparnisse hatte, litt er keine Not, er bereiste alle Länder, denen man damals schon Namen gegeben hatte, und manch andere auch. Manchen Rat erhielt er, auch manche Gemeinheiten und Räubereien mußte er erdulden, doch er wurde nicht müde, seinem Traum nachzujagen. Und da er nirgends länger als einen Tag verweilte, bemerkte niemand, wie er immer verbitterter wurde, nahm niemand wahr, wie sehr die Freude und Unbeschwertheit aus seinem Leben gewichen waren. Nur einige seiner Freunde im fernen Bagdad dachten manchmal an ihn und wünschten ihm Glück.

Nachdem er so all die Jahre durchs Land gezogen war, gelangte Achmed endlich auch an die vier Enden der Welt. (Die anderen drei sind nicht weiter schwierig, wenn man das erste mal gefunden hat). An den Enden der Welt war gar nichts, was Achmed sehr erstaunte, die Welt hörte einfach auf. Nichts deutete darauf hin, daß hier das Ende von allem lag, außer, daß seine Sonne ein wenig blasser schien, und nachdem er am vierten Ende angelangt war, war er überzeugt, daß es keinen Fleck auf der Erde mehr gäbe, an dem er seine Sonne noch nicht gesucht hätte. Und die ganze aufgestaute Schwere seines Herzens überfiel ihn, so daß er sich erst mal setzen mußte und bitterlich weinte.

Was sollte er noch machen? Er hatte einen Traum im Kopf, er jener Achmed, der seine Träume zu Teppichen weben, sie ansonsten jedoch nur vermissen konnte. Und stärker denn je raste das Feuer in seinem Inneren, das Feuer der Sonne, einer Sonne, die einen verbrennt und ausdörrt, und gar nicht mehr die Wärme der Sonne seines Traums, der so anders war, als das, wonach er jetzt jagte. Ohne es zu merken hatte er, irgendwo zwischen den vier Enden der Welt, seinen Traum verloren und ihn gegen das bloße Bild einer Sonne eingetauscht, immer entfernt, immer schön, doch stets nur ein Bild. Ihm eilte er nach, nur, um zu spät zu kommen, blind gegenüber der Arroganz ihres Scheins, vielmehr gefesselt davon und geblendet, den eigentlichen Traum lange schon verloren. Auf die Stimme seines Herzens achtete er nicht mehr viel, und obwohl sie manchmal sogar schrie, vernahm er sie kaum, so sehr hatte er sich von sich selbst entfernt.

Und nun hatte er alles versucht, und alles war umsonst. So saß er da, am vierten Ende der Welt, ein Häufchen Elend. Doch er war nicht allein. Eine Hütte stand da, vor der eine Frau, alt und weiß wie Marmor, auf einer Bank saß, und Achmed mit uralten Augen musterte.

Da Achmed die Alte zunächst nicht bemerkte hatte, erschrak er ein wenig.

Er trat näher und grüßte. Doch statt den Gruß zu erwideren, entgegnete die Greisin: »Ich kenne dich, mein Sohn. Ich kenne alle, denn ich bin die Wächterin der Welt. Aber beantworte mir zunächst eine Frage: Warum kamst du hierher?«

»Ich suche die Sonne; hier ist der letzte Platz, an dem ich sie zu finden hoffte.«

»Das hier ist das Ende der Welt,« erwiderte die Alte, »was sollte eine Sonne hier verloren haben?«

»Ich war überall sonst, habe sie überall gesucht, immer war sie da und nahm mich gefangen, doch nie habe ich sie gefunden. Nur hier hatte ich noch nicht geschaut, doch auch hier ist sie nicht.«

Da lachte die Alte auf, keifte böse und gellend: »Du Tropf! Die Sonne, die hattest du in dir. Und doch hast du sie nicht gefunden, sondern suchst und sehnst dich immer noch, und mit jedem Schritt, mit dem du dich näherrst, läuft sie zwei davon. Die Sonne ist nie da, wo du sie suchst! Wird nie tun, was du erwartest! Sie wird dich finden, wenn du selbst am allerwenigsten damit rechnest. Und sie ist immer das Gegenteil vom Ende der Welt. Schau dich an, wo du dich befindest.«

»Was willst du? Ich weiß, was meine Sonne ist!«, sagte Achmed, »und eines Tages werde ich sie finden.«

»Wo denn noch?« prustete die Alte, »Überall warst du und hast nachgeschaut, seit du dich von dir entferntest.«

»Ich höre stets nur auf mein Herz!«, gab Achmed zur Antwort, und darauf lachte die Frau, und mit sprühenden Sternen in den Augen rief sie: »Dein Herz ist tot und stumm! Du hörst auf nichts, du siehst nur Bilder!«

Kleines Märchen für Anne-Marie

Seit nunmehr annähernd tausend Jahren hauste der Zauberer schon in dem einsamen Türmchen im verwunschenen Buchenwald. Das ist eine lange Zeit, und langsam hatte er die Schnauze davon voll. Selbst für einen Zauberer war er jetzt schon alt. Am deutlichsten machte sich das dadurch bemerkbar, daß seine Zauberkraft langsam, aber merklich immer mehr nachließ. So verzauberte er schnell noch – das bekam er gerade noch hin – seine Frau in eine Stehlampe. Sonst hätte sie ihm ja mit ihrer Nörgelei die letzten paar hundert Jahre, die er noch zu leben hatte, auch noch versaut. Eigentlich wollte er aus ihr eine moderne Lichtanlage zaubern, um das finstere Türmchen endlich einmal anständig zu illuminieren, aber mehr als eine mistige 50er-Jahre-Stehlampe kriegte er einfach nicht mehr hin. »Macht auch nix!«, dachte er sich, »ist immer noch besser als vorher, und vor allem ist jetzt endlich mal Ruhe!« Trotzdem erwischte er sich manchmal selber dabei, wie er ihr zärtlich über den Lampenschirm strich, oder sie anknipste, obwohl es noch gar nicht dunkel war. Er wollte es sich selber nicht eingestehen, aber manchmal fehlte ihm das Gekeife der alten Hexe, und die drückende Stille, die jetzt im Türmchen herrschte, machte ihm seine Einsamkeit bewußt. Gerne hätte er sich eine anständige Stereoanlage gekauft, oder einen tollen Farbfernseher, oder wenigstens ein Nintendo-Spiel, aber da er es immer versäumt hatte, seine Sozialabgaben zu zahlen, fehlte ihm schlicht und einfach die

Kohle. Auch den zuständigen Sozialarbeitern im nächsten Städtchen ging er mit seinem ewigen Gewinsel um ein bißchen mehr Sozialhilfe, um sich diesen kleinen Luxus leisten zu können, gehörig auf den Arsch. »Was«, entgegneten sie ihm jedesmal, »wollen Sie eigentlich mit einem Fernseher, wenn ihre schimmelige Bude noch nicht einmal einen Stromanschluß hat, hahaha?« Einmal erwischte er sogar einen Sachbearbeiter, der nicht nur sein Anliegen zurückwies, sondern auch noch behauptete, daß seiner Ansicht nach alte Knacker, die sich für Zauberer hielten, ins Heim gehörten, weil sie dort weniger Schaden anrichten könnten und wenigstens gewaschen werden würden. Das machte den Zauberer so wütend, daß er seine letzte Energie aufbrachte, und diesen Beamten ebenfalls in eine Stehlampe verwandelte. Allerdings in eine mit Wackelkontakt. Komischerweise fiel der Unterschied niemandem auf, und der Beamte wurde nach sieben Monaten vertragsgemäß befördert.

»Wenn einem sein Wirken dermaßen ignoriert wird,« dachte der Zauberer danach, »dann ist es Zeit, die Koffer zu packen und irgendwohin zu gehen, wo man noch geschätzt und gebraucht wird.« Und er beschloß, seine sieben Sachen zu nehmen, um sich nach irgendwohin aufzumachen, wo man ihn noch brauchte. Also schnürte er sein Ränzlein, klemmte sich die Stehlampe unter den Arm, die ohne Wackelkontakt, und machte sich auf den Weg nach Süden. Denn in der Zeitung hatte er gelesen, dort würden noch Stehlampenhersteller – auch häßliche – gesucht.

Und nachdem er eine Woche gewandert war, erreichte er das Meer. Eigentlich mochte er das Meer sehr, vor allem die schäumende Gischt, die nach jeder Welle zischend vom Strand zurückwich, und den brackigen, salzigen Geruch. Da wo er allerdings jetzt war, lag alles voll leerer Bierdosen und anderem Plastikschund. »Godvermiljaardenondedju!!!«, dachte der Zauberer, und »verdoeme!!!«, dachte er auch noch und bahnte sich seinen Weg durch den Dreck. Fortwährend in seinen Bart fluchend ging er also dahin, doch allmählich besserte sich die Lage. Der Müll der Zivilisation schwand, bis er schließlich gar nicht mehr vorhanden war, die dunklen Wolken über seinem Gemüt verzogen sich, und er bekam sogar etwas ähnliches wie gute Laune. Tatsächlich fing er auch an, ein fröhliches Liedlein vor sich hin zu trällern. Und so ging und trällerte er also seines Weges, knipste sogar hin und wieder aus purer Lebensfreude am Lichtschalter seiner Frau herum, bis er auf einmal auf einen ziemlich großen Fisch traf, der sich im Sand herumwälzte und qualvoll mit den Kiemen zuckte. Von einem plötzlichen (wahrscheinlich aus seiner guten Laune heraus bedingten) Anfall von Güte ergriffen, packte er ihn schon, um ihn zurück ins Meer zu werfen. Um so erstaunter war er freilich, als der Fisch, just in dem Moment, als er Anstalten machte, ihn aufzuheben, laut und energisch ausrief: »Rot op, flauwerk!«

»Wie denn, was denn, wo denn!«, entgegnete ihm der Zauberer, aufs Äußerste verwirrt, »du bist doch ein Fisch, du mußt zurück ins Meer. Nur dort kannst zu überleben.«

»Ich will aber das Wasser nicht! Kotzt mich ultra an, das Scheiß-Wasser! Ich hasse es! Trap het af!«, sagte der Fisch.

»Hör mal,« sagte der Zauberer, »du bist ja schließlich ein Fisch, du kannst ja wohl nur im Wasser leben. An Land wirst du nicht genug Luft kriegen! Du wirst elendig krepieren!« »Werde ich nicht!«, sagte der Fisch und wedelte energisch mit den Kiemen. »Kümmere Dich gefälligst um deine eigenen Angelegenheiten, verfluchter smeeralp!«

»Du drecks-scheiß-saublöder klootzak!«, antwortete der Zauberer voller Zorn, und haute dem Fisch eins über die Rübe, daß die Sterne nur so blitzten. Natürlich war der Fisch sofort tot.

»Auch gut,« dachte sich der Zauberer, holte seine Bratpfanne aus dem Rucksack, briet den Fisch und verspeiste ihn auf der Stelle, denn er hatte einen mordsmäßigen Hunger. Aber, wie es das Schicksal so will, ging er keine drei Stunden später an Fischvergiftung elendig zu Grunde. Und weil dies alles an einem so unzäglichen und menschenleeren Strandabschnitt passierte, fand man Monate später nur noch sein Skelett, die rechte Knochenhand in Agonie um das rostige Gestell einer Stehlampe gekrampft. Die Stehlampe funktionierte unerklärlicherweise noch und landete nach vielen Irrwegen im Keller des örtlichen Sozialamts, in direkter Nachbarschaft zu einer anderen Stehlampe, die zwar Rentenanspruch, aber nichtsdestotrotz einen Wackelkontakt hatte. Beide heirateten später, konnten jedoch nie Kinder bekommen, und schließlich brannte der Stehlampe mit dem Wackelkontakt die Birne durch. Die andere steht immer noch irgendwo rum. Leider will sie niemand haben.

Und die Moral von der Geschicht':
Glaub niemals toten Fischen nicht!

Nochmal ein Märchen für Anne-Marie – diesmal kein lustiges, sondern ein Weihnachtsmärchen

Eine Wut habe ich, eine Sauwut. Sie umfaßt alles, meine Wut, alle Menschen, alle Dinge, alle Pflanzen und Tiere, einfach alles.

Angefressen von dieser Unruhe renne ich auf die Straße, denn meine Wohnung hasse ich auch. In mir drinnen knirscht es wie morschtes Holz und meine Augen blitzen vor Bosheit. Ich weiß nicht, wo es herkommt, dieses Gefühl, dieses Un-Gefühl, aber ich bin rasend, möchte alles zerhacken und zertrümmern, ich möchte morden, schänden und brennen, jeden könnte ich töten und alles vernichten. Wie ein wildes Tier bin ich, nur noch viel wilder, paßt auf mich auf ihr Menschen der Welt, paßt auf euch auf, denn ich bin gefährlich.

Dichtgedrängt hasten sie durch die Gassen, die Wohlstands-Einheitsmenschen, beschmutzen mein Blickfeld mit ihren Schweinsgesichtern und meinen Geist mit ihrer unaussprechlichen Blödheit. Es ist Weihnachtszeit und sie wimmeln durcheinander, um nichtsnutzigen Kitsch für ihre madige Brut einzukaufen, nur um dann unterm Weihnachtsbaum zu stehen und sich heuchlerisch »Vielen Dank, ach wie ist das schön« entgegenzubrüllen. Verrecken sollen sie!

Frohes Fest!

Da! Da hat mich doch tatsächlich einer ange-rempelt, das verfluchte Schwein! »'Tschuldigung. Jaja, der Weihnachtsstreß« grinst er blöde, doch ich spucke ihm nur angewidert ins Gesicht.

Schon eine halbe Minute später bereue ich, ihn nicht zertreten zu haben wie einen Wurm. Ich muß hier weg aus der Hauptstraße, diese Menschenbrut kann ich keine Sekunde länger ertragen, und so biege ich ein in eine enge Gasse, die rechts abzweigt. Es ist eine Sackgasse und ganz am Ende liegt ein unscheinbarer Laden. Er hat kein Schild außen, nicht einmal eine Dekoration. Ich betrete ihn. Drinnen ist es schummrig und leer. Hinter der Kasse sitzt das Christkind und lächelt mich gütig an. Seine Flügel bebenn leicht, als es sagt: »Ich habe auf dich gewartet!«

Meine ganze, unermeßliche, alle Abgründe der Seele umspannende Wut liegt in dem Faustthieb, mit dem ich es niederstrecke. Blut läuft aus seiner Nase, als es zu Boden sinkt, und ich brauche nur drei Minuten, bis ich es ganz erwürgt habe und mir auf einen Schlag die ganze Last der Menschheit wie ein Stein von der Seele fällt.

Die Flügel, die mir jetzt zwischen den Schulterblättern wachsen, kitzeln leicht; sie sind noch ungewohnt. Im Spiegel sehe ich die Güte, die mein Gesicht plötzlich ausstrahlt.

Dann nehme ich selber hinter der Kasse Platz und warte auf meinen Mörder.



Tu's für den Himmel und die Berge!

Tu's für alles was wächst und sich bewegt!
Für alles, was da ist und für nichts, was es gibt.
Tu's für alle und für dich,
doch gib niemals auf!

Wenn du dich nachts manchmal einsamer fühlst als ein sterbendes Haus,
wenn du dich dröhrend fragst, was die Schwärze um dich aufhellt,
wenn du müd am Boden liegst mit einem schweren Stiefel im Kreuz,
dann mußt du weiterkämpfen.

Der Weg ist hart und unschön, doch er führt zu dir,
und jedem, den du triffst, für den bist du noch nicht verloren.
Und das Wichtigste ist: du bist nicht allein!
Viele kämpfen an deiner Seite.
Sie werden nie besiegt!



Die Stadt, groß und breit liegt sie da,
sie reißt das Maul auf und trinkt. Ihr Durst ist
groß, und auch als ihr die Nässe schon aus allen
Poren quillt, kann sie nicht genug kriegen. Ich
stehe im 5. Stock am Fenster und schau durch
eine Wand aus Wasser nach unten. Schwarze
Wolken, die den Himmel aufgefressen haben,
sind die Mütter dieser Wand. Nach allen Richtun-
gen schicken sie ihre drohenden Fühler, klopfen
übermütig und vergebens auch an mein Fenster,
satte, träge Geschöpfe, doch ihre Schweißtropfen
zerflügen wie Projektilen den Boden.

Ich steh da und sehe den Wolken ins Auge,
denn schon als Kind konnte ich in ihnen alles
sehen, was ich wollte.

Doch diese Wolken sind schwarz.

Und was ich sehe sind lediglich schwarze
Wolken.

Sie erinnern mich an gar nichts, außer an
schwarze Wolken eben.

Ich denke (ich denke!), daß man das als
schlechtes Omen auslegen könnte. Wenn man
wollte. Ich will nicht. Ich glaub nicht an so was.
Ich weiß nicht, ob ich an irgendwas glaube,
aber wenn, dann nicht an Vorzeichen. Gute
oder böse. An irgendeinen Rückschluß auf unser
persönliches Schicksal von der Gegenwart in die
Zukunft. Das große, nasse Tier da draußen, das
hinter eine Glasscheibe gesperrt ist, macht mir
keine Angst.

Ich seh halt Wolken.

Was ich nicht sehe, ist die Sonne.

★

5 Stockwerke tiefer und ein paar Ecken weiter
(aber eigentlich ganz in der Nähe) steht die
Sonne an der Bushaltestelle und ist sehr naß.
Die Sonne hat lange rote Haare und grüne
Augen, die in die durchtränkte Welt strahlen, vom
Farbton fast wie frisches Moos, selbst im Trüben
noch wachsend. Tatsächlich sind es die Augen,
mit denen die Sonne alles verbrennt, was in ihre
Nähe kommt. Sie ist so hübsch, meine Sonne!

★

Einmal sah ich ihre Hände und habe mich sofort
verliebt.

Schlanke Finger, sachte ein Weinglas umfas-
send. Denn es war eine Feier. Eine, auf der Wein
getrunken wurde. Und auch noch aus Gläsern.

Ich seh die Zärtlichkeit in diesen Händen
ruhen.

Und ich war ein kleiner Prinz und sah mit dem
Herzen.

Ich war auch gar nicht erstaunt, als sich mein
Herz moosgrün färbte.

Es wurde wärmer, und ich wußte. Das ist die
Sonne!

Dann bin ich verbrannt.

Ich war ein kleiner Prinz und sah mit dem Herzen.
Doch ich war noch jung, und so wuchs ich,
und aus dem Prinz wollte ein König werden.

Ein stolzer König, und seine Frau wäre
die Sonne.

Welch ein Glanz!

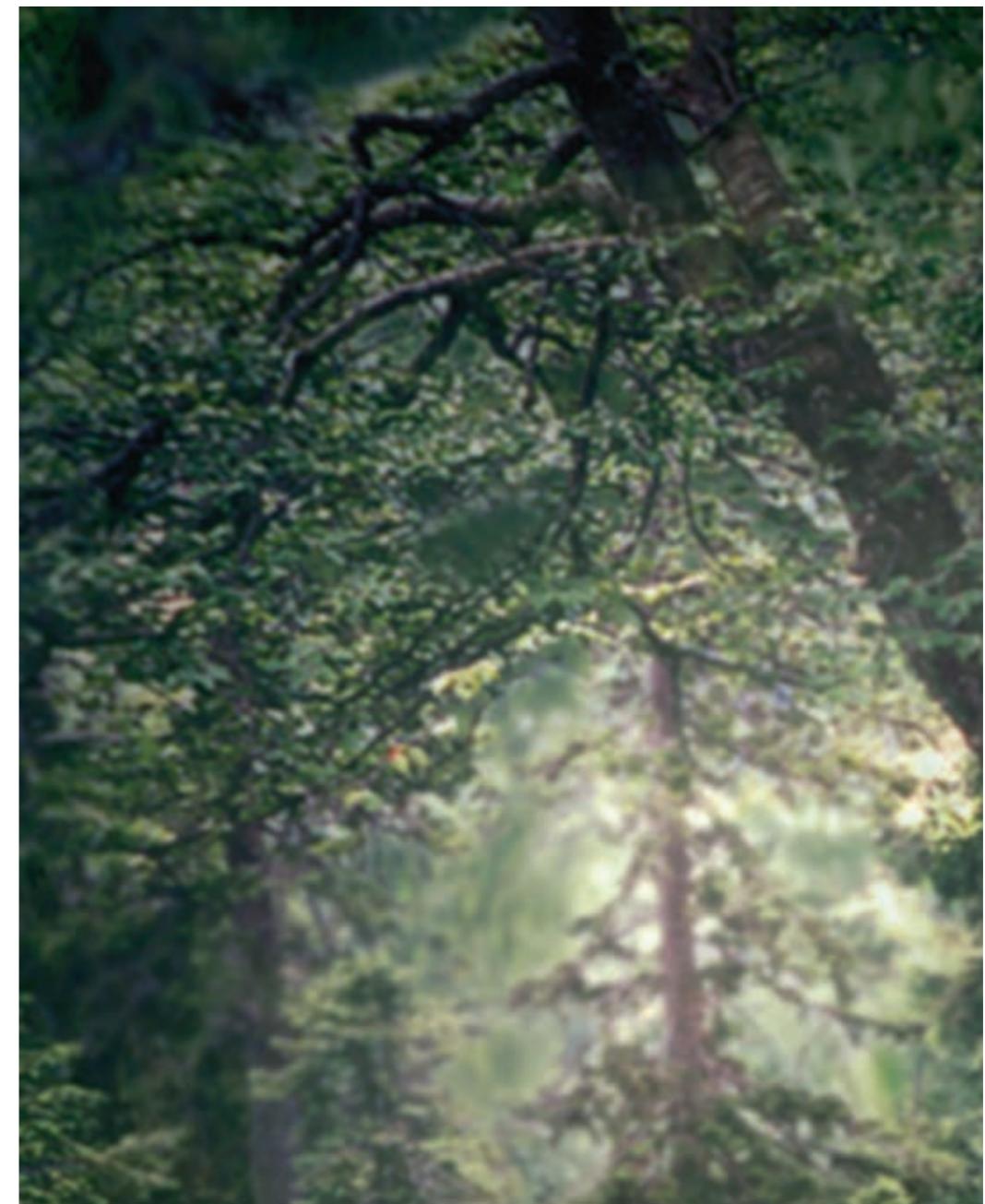
Doch noch war ich ein junger Prinz, so jung,
daß ich noch nicht einmal wußte, daß die Sonne
immer wieder untergeht, nachdem sie aufge-
gangen ist, und daß nur Eintagsfliegen in den
Genuß kommen, sie ihr ganzes Dasein lang
ununterbrochen zu erleben. Immerzu wandert
die Sonne, so scheint es, und so entfernen wir
uns wieder voneinander. Ich glaube, ich habe
zu jener Zeit etwas gehinkt, vielleicht sogar das
eine oder andere Bein etwas nachgezogen. Eines
Tages war sie dann enteilt, lange bevor ich end-
lich aufwachte. Eine Zeitlang wärmte mich die
Erinnerung an ihre Strahlen. Dann wurde es
wieder kälter. So wie früher, nur war ich es jetzt
nicht mehr gewohnt.. Aber noch heute sehe ich
ihre Augen im Moos, wenn ich im Wald spa-
zierengehe.

Sie wärmen nicht mehr, sind nur da.

★

Das Tier speit gegen mein Fenster und aus
Gedanken schrecke ich hoch.

Eigentlich habe ich schon lange nicht mehr an
sie gedacht, mag ihr auch nicht mehr hinterher
trauern.



Es ist schwer...

Es ist so schwer!
Trotzdem spür ich das Sehnen dieser Frau.
Ich spür mich selber, mein eigenes Ich, das,
was ich bin!
Ich weiß nicht, was wäre, wenn ich jeder wär
am Ende wär ich dann nicht Ich!

Ich geh nur heim um mich zu benennen;
Voller Stolz zu einer Person zu stehen, die Ich bin!
Die nie aufhört, die zu sein, die ich liebe,
weil sie gut ist;
O, Gott! Auch dich werde ich lieben,
und zu dieser Liebe will ich mich hiermit
bekennen.

Ich liebe dich und möchte dich küssen!
Ich weiß nicht, wozu ein Gedicht gut sein kann,
Es sein denn, romantische Gefühle zu erwecken.
Ich liebe dich!

Ich möchte dich küssen; ich brauch kein Gedicht:
ich brauch deine Liebe;

Ich mag sehr gern dein Ich-Verstehn

Dein blindes Blühn
Dein Niemehr-Fliehn
Dein Du-Entstehn

Und ich wünsch mir Nie-Vergehn
Wünsch mir Blütenwachstum
– ein Haufen voller Träume –
Ein in mir Glühn
Und doch Geschehn

Und ich frage mich
Hat dieser wunderschöne Mund
Denn einen Platz auf meiner Seele Grund?



Noch ein Märchen für Anne-Marie

1

»Was soll denn das sein?« schrie Kalif Abdullah – den alle nur ehrfürchtig den »Bandwurm von Mesopotamien« nannten – aufs Äußerste empört, als er seinen Sohn und Erbfolger das erstmal erblickte. »Dieser stinkhäßliche Kerl kann niemals mein Sohn sein! Sieh mich an, Weib!«, donnerte er seine Frau an, »Weit und breit werde ich gerühmt als der tapferste, der ehrenvollste, und vor allem als der schönste Fürst, den das Morgenland je erblickte. Wo auch immer ich vorbeigehe, da fangen die Augen der Frauen an zu glühen, und voller Bewunderung flüstern sie sich gegenseitig zu: ›Da's straf, hast du jemals schon so einen geilen Kalifen gesehen? Also, du nichtsnutzige Krötenschlampe von einer unwürdigen Prinzessin, wie kann es kommen, daß unser Erbe noch häßlicher ist als sogar du? Gib's zu, du hast mich mit dem Milchmann betrogen!‹ »Gar nicht wahr!«, entgegnete sein Weib, Ramina von Malplaquet, »Erstens ist der Milchmann impotent, und zweitens ist unser Sohn deswegen so häßlich, weil er von diesem blinden pakistansischen Magier verflucht wurde, den du auf unserer Hochzeitsreise nach Venedig damals so tödlich beleidigt hast. Warum mußtest du auch sagen, daß du seinen Teppich nicht einmal deinen Katzen zum Draufkotzen zumuten würdest?« »Nur ein Irrer webt Teppiche mit dem Gesicht von Steffi Graf in allen vier Ecken«, brummelte der Bandwurm von Mesopotamien, dem langsam dämmerte, daß er an dem Schlamassel wohl selber Schuld sei. »T is wreed, verdammt wreed sogar!«

»Kann schon sein«, entgegnete Ramina, »nichtsdestotrotz hat er dich deswegen verflucht, und uns prophezeiht, daß unser Erstgeborener das häßlichste Kind sein würde, das je von der warmen Sonne des Morgenlandes gestreichelt wurde, und das allerdümmste außerdem noch dazu!«

»Maak dat de ganzen wijs!«, antwortete der Kalif, »Blöder als du geht ja wohl nicht mehr!«, aber insgeheim ahnte er schon, daß das sehr wohl ginge.

2

Doch hinter der harten Schale des Kalifen verbarg sich ein weicher Kern, und trotz allem war das bläulich schreiende Balg immer noch sein Sohn, sein eigen Fleisch und Blut, und – häßlich und dumm oder hübsch und blitzgescheit, ganz egal – er schloß es in sein Herz. Leider, auch die väterliche Liebe vermochte nicht, das Schicksal zu ändern. Aus dem Baby wurde ein Knabe; er wuchs und gedieh, und jeden Tag wurde er noch dümmer und noch häßlicher. Und fett war er obendrein, der alte smeeralp. Und als er elf Jahre alt war, bekam er eine Brille. Dreihundertvierundzwanzig Hauslehrer hatten bis dahin schon Selbstmord begangen. Das Kind des Kalifen, so schien es, trieb sie mit seiner Blödheit in eine tiefe Depression, die stets tödlich endete. Außerdem wurde es immer schwieriger, blinde Hauslehrer zu finden, denn ein sehender Mensch – seine Eltern mal ausgenommen – konnte den Anblick des Jungen nicht lange ertragen. Also gab man die letzte Hoffnung auf, in den Knaben noch so etwas ähnliches wie Verstand und Vernunft

einzuhammern. »Scheißegal«, sagte Kalif Abdullah, »wenn er zwanzig ist, kaufen wir ihm eine blind-taube Prinzessin und schicken ihn auf die Universität, um Betriebswirtschaft zu studieren. Dazu braucht man kein Gehirn.«

3

Dies alles geschah just zu einer Zeit, in der sich das Königreich dank der klugen, warmherzigen und umsichtigen Regentschaft des Kalifen einer nie bekannten Prosperität erfreute, und die Bürger wußten sehr wohl, wem sie das zu verdanken hatten. Sie liebten den Bandwurm, und überall wurde er verehrt und geachtet. Und das Volk nahm Anteil an seinem Schicksal, und fragte sich, womit es dieser gütige und weise (und echt toll aussehende) Herrscher verdient hätte, mit so einem Erbfolger gestraft zu werden. Und außerdem graute es ihnen bei dem Gedanken, eines Tages von ebendiesem Prinzen Helmut (man entschloß sich nach seiner Geburt für diesen Namen, da man erstens nicht wußte, was er bedeutete, und zweitens keinen anderen fand, der häßlich genug klang) regiert zu werden. Also trafen sich die angesehensten Honoratioren der Stadt, um darüber zu reden, wie man das Dilemma lösen und dem Kalifen helfen könnte.

4

»Am besten wir erschießen den Wicht, denn nur ein toter klootzak ist ein guter klootzak«, ließ sich Notar Grinslhuber vernehmen.

»Ist schon versucht worden,« entgegnete Amts- rat Wohlstätter, »aber leider wurde den Scharfschützen beim Anvisieren so übel, daß sie immer vorbei schossen.«

»Und darüberhinaus«, mischte sich der Apotheker Van der Kohlen ein, der als Humanist und Freidenker bekannt war, »liebt der Kalif ja seinen Sohn. Wenn wir ihm (dem Kalifen) wirklich helfen wollen – und dazu sind wir ja heute zusammengekommen – können wir Prinz Helmut nicht einfach um die Ecke bringen. Wir müssen eine andere Lösung finden!«

»Da weiß ich was«, sagte Mme. Souflaki, die bis dahin schweigend das Gespräch verfolgte, und nur ab und zu an ihrer Zigaretten spitze aus echtem Elfenbeinimitat nuckelte. Drei Augenpaare blickten sie erwartungsvoll mit hochgezogenen Brauen an.

»Als ich vorletztes Jahr beim internationalen Kongreß der befreiten Magierinnen hospitierte«, fuhr sie fort, »lernte ich einen seltsamen kleinen Mann aus Indien kennen. Er fiel mir gleich auf, seines fliegenden Teppichs wegen. Nicht, daß mich fliegende Teppiche besonders beindrucken könnten, aber seiner war echt von unerhörter Extravaganz, und stach aus der grauen Masse der anderen fliegenden Teppiche heraus. Verdoeme, sah dieses Ding elegant aus! Und vor allem: teuer! Überall waren Teile angebracht, die überhaupt keinen Sinn hatten; außer dem einen, zu sagen: ›Das Ding hat aber wirklich einen Schwei- nebatzen Kohle gekostet!‹«

Ekstatisch sog sie an ihrer Zigaretten spitze, und hielt einen Moment lang inne, um ihre Gedanken zu sortieren. Ganz insgeheim hatte Mme. Souflaki nämlich – obwohl sie nach außen hin auf den nonchalanten Charme einer Bohemien Wert legte – eine fürchterliche Schwäche für Reichtum und ganz scheußlich protzige Sachen.

»Der Typ selber war eher von der unscheinbaren Sorte. Ein wenig kurz geraten, wie ich ja schon erwähnte. Und außerdem ein entsetzlicher Angeber. Dauernd schwafelte er von seiner Ranch; und von seinen zweiundneunzig Polo(p)ferden, die alle in der Spanischen Hofreitschule großgezüchtet worden seien, und ich weiß nicht, was sonst noch alles. Und außerdem war er sexuell pervers. Er bekam nur einen Orgasmus, wenn man seinen Hut mit Marmelade bestrich, vor allem mit Erdbeermarmelade. Einfach widerlich! Hatte ich eigentlich schon erwähnt, daß er ein Glasauge hatte?«

»Äh, nein«, antwortete der Notar, »aber was hat das eigentlich mit unserem Problem zu tun?«

»Gar nichts!«, hustete Mme. Souflaki, während sie die letzten Züge ihrer afghanisch-tibetanischen Spezialmischung inhalierte. »Aber irgendwie mußte ich halt gerade dran denken, und ich hab mir gedacht, das sei vielleicht eine interessante Geschichte, und Sie haben Lust, sie zu hören.«

»Ja, nu. Salut en de kost, oder was, wa? Tut uns allen leid. Oder aber eben auch nicht. Kann ich auch mal ziehen?« entgegnete der Apotheker.

»Leider nicht, is' alle. Aber dieser Angeber. Inder hatte einen Freund. Ein attraktiver Typ! Ich ließ ihn brutzeln wie ein Spiegelei. Den Freund natürlich! Und dieser Freund – und jetzt kommt's, meine Herren – hat die Zaubergabe, alle Dinge in ihr Gegenteil zu verkehren. Beispielweise in einer Stadt alle weißen Wandflächen auf einmal schwarz zu machen. Wie in Blackpool. Oder, daß es dort, wo's eigentlich immer dunkel sein sollte, auf einmal immer hell ist. So wie in Belgien. Oder,

daß man dort, wo man sich bilden sollte, nur noch mehr verblödet wird, wie an jeder x-beliebigen deutschen Universität. Oder, daß Tony Blair Chef einer Arbeiterpartei wird. All das, und noch viel mehr, ist sein Werk.«

»Schon gut, trap het af, alte Schlampe!«, schrie Amtsrat Wohlstätter, der es immer noch nicht fassen konnte, daß es wirklich Leute gab, die imstande waren, sich ihren Hut mit Marmelade bestreichen zu lassen. Er hatte eine richtig lange Leitung, deswegen kam sein Einwand auch erst jetzt. »Wir haben es kapiert! Erdbeermarmelade, was? Sie sollten sich was schämen!«

»Halt doch mal die Klappe, Wohlstätter!«, warf Notar Grinslhuber ein, und Van der Kohlen brüllte nur: »Schmeißt doch endlich den verblödeten smeeralap raus!«

Aber Grinslhuber reagierte lässig, und sagte: »Bleib locker, Van der Leiden, das ist halt ein Beamter. Wärst du auch so blöd und dämlich wie der, hättest du auch verbeamtet sein können. Für seine Begabung kann keiner was.«

»Mme. Souflaki«, fuhr er anschließend fort, »Sie sagten, jener Mensch könne jedes beliebige Ding, also eine Farbe auch, ein Gefühl, oder was auch immer, in sein Gegenteil verkehren. Der könnte also auch Charakter, Wesen und Erscheinungsform von Prinz Helmut herumdrehen? Aus diesem Versager einen Wunschprinzen machen?«

»Ich glaube schon«, lächelte die Mme. geheimnisvoll. »Zufällig ist er mittlerweile ein Verehrer von mir. Er frißt mir quasi aus der Hand.«

»Gemacht, Mme. Souflaki«, mischte sich Van der Kohlen ein, »wir haben Schotter genug. Verschaffen Sie uns diesen Kontakt, und es soll ihr Schaden nicht sein!«

»Godvermiljaardenondedju!!!«, begehrte Amtsrat Wohlstätter auf einmal auf. »Einen Hut schänden! Ihn mit Marmelade beschmieren! Oh Gott! In was für einer Welt leben wir eigentlich? Nehmt mich! Verschont den Hut! Er hat euch nichts getan! Das unschuldige Filz! Der arme Gamsbart! Keinen Hut, bitte, bitte nicht! Keinen Hut! Nicht mit Marmelade! Ihr Schweine!«

»Genug ist genug und kann doch nie genügen«, murmelte Notar Grinslhuber, und streckte Wohlstätter, obwohl er ihn eigentlich irgendwie mochte, mit zwei wohlplazierten Schüssen zwischen den Augen nieder. »Was denn, kein Blut?« war das einzige, was er dabei dachte. Haupt- sache der smeeralap war hinüber! Ach, würden nur alle Beamten so schnell und bescheiden abtreten!

5

Noch im Laufe der selben Woche traf der fremde Magier, der angeblich alles und jeden ins Gegen- teil verkehren konnte, auf Mme. Souflakis Betreiber hin in der Hauptstadt ein. Rasch wurden die Formalitäten ausgehandelt, und ein Erfolgshonorar von zweihundert Kamelen und vierundachtzig nubischen Sklaven vereinbart.

6

Und kaum war er da, nahmen ihn Grinslhuber, Van der Kohlen und Mme. Souflaki ins Schlepp- tau und wurden umgehend bei Kalif Abdullah vorstellig, um ihr Anliegen vorzubringen.

»Oh erlauchter Bandwurm, Herrscher über die Völker und Schätze des Orients, Sohn des Himmels und Bezwinger der Barbaren, Erleuchter der Finsternis und...« Obwohl Notar Grinslhuber mit

der zeremoniellen Anrede noch lange nicht fertig war, schnitt ihm der Kalif brüsk das Wort ab: »Schon gut, was gibt's? In einer Stunde spielt der 1. FC Nürnberg, und ich habe Freikarten. Also faßt euch kurz! Hop met de geit!«

»O.k., mein Bandwurm! Also folgendes: Es geht um Euren Sohn. Wie Ihr wißt, ist er dumm wie Brot und häßlich wie die Nacht. Na ja, eigentlich ist Brot noch viel gescheiter – sogar Ostberliner Schrippen –, und ich persönlich finde die Nacht eigentlich recht hübsch, und weiß auch nicht, woher diese Redensart stammt, aber...«

»Genug!«, brüllte Kalif Abdullah an dieser Stelle. »Du Wicht wagst es, meinen Sohn zu beleidigen? Wache! Schafft mir den Kerl aus den Augen! Werft ihn ins unterste Verließ! Seid grausam zu ihm! Beschmiert seinen Hut mit Marmelade!«

Doch zum Glück des Notars mischte sich die Kalifin Ramina von Malplaquet ein. »Nu wart doch mal, mein Göttergatte. Irgendwie hat er ja Recht. Laß ihn wenigstens ausreden.«

»Na gut«, brummelte der Bandwurm, und Notar Grinslhuber wischte sich erleichtert den Angstschweiß von der Stirn. »Fahre fort, klootzak.«

»Vielen Dank auch. War ja nicht böse gemeint. Es ist nur so, daß wir Euch helfen wollen, und deshalb haben wir den da aufgetrieben.« Grinslhuber wies mit dem Finger auf den Magier. »Dieser Mann ist ein weltberühmter Zauberer. Er besitzt die Gabe, alles und jeden in sein Gegen- teil zu verkehren. Wenn er seine Zauberkunst walten läßt, wird er deinen Sohn zum schönsten und klügsten Geschöpf machen, das es je gegeben hat.«

»Allee jom!«, erwiderte der Kalif mißtrauisch. »Wer's glaubt, wird selig. Bevor ich diesen Typen an meinem Sohn rumdoktoren lasse, will ich eine Probe sehen. Zuvor soll er an dir seine Kunst ausprobieren!«

»Null Problemo«, sagte daraufhin der Magier, und mit stechend durchdringenden Augen blickte er Grinslhuber an, während er seinen Zauberspruch murmelte: »Simsalabim, Hokuspokus, Einigkeit und Recht und Freiheit, mein Hund hat keine Nase, dreimal schwarzer Kater!«

Erwartungsvoll schauten alle auf den Notar, der sich allerdings irgendwie überhaupt nicht verändert hatte.

»Also, was ist denn nun!«, schrie der Bandwurm. »Das scheint ja wohl nicht zu funktionieren, oder was?«

»Äh, doch«, antwortete der Magier »funktioniert ganz prächtig! Dieser Typ da ist lediglich von solch mittelmäßiger Mittelmäßigkeit, daß er einfach kein Gegenteil hat. Deswegen bleibt er das, was er nunmal ist. Ein Gegenteil des Mittelmaßes gibt es halt nun mal nicht.«

»Nun ja,« sagte der Kalif, »könnte sein. Klingt irgendwie logisch. Ach, was soll's. Probieren wir's einfach aus. Wenn's schief läuft, lasse ich euch eben töten.«

7

Kurz darauf wurde Prinz Helmut von eilends geschickten blinden Dienstboten aus seinen Gemächern ins Audienzzimmer geführt. Entsetzt bedeckten Mme. Souflaki und Van der Kohlen ihr Antlitz, während dem Magier nicht einmal dieser Anblick etwas auszumachen schien. So ultrahart war er, und ebenso magisch halt auch.

Nur Grinslhuber sah zu lange hin, und erlag an Ort und Stelle einer fürchterlichen Herzattacke. Ach, würden nur alle Notare so schnell und bescheiden abtreten!

8

Und wieder sprach der Magier seinen Zauberspruch, und auf einmal schien der ganze Raum von Nebel durchtränkt, und als sich die Schleier lichteten, da stand an der Stelle, an der sich Prinz Helmut vorher befand, eine wunderschöne, geradezu unbeschreiblich hübsche Frau.

»Äh, wau! Sapperlot!«, ließ sich der Bandwurm von Mesopotamien vernehmen, »das ist ja schon der Hammer! Und das soll jetzt mein Sohn, Prinz Helmut, sein?«

Auch Mme. Souflaki und der Apotheker guckten einigermaßen konsterniert, aber nichtsdestotrotz hingerissen. Die Braut war wirklich ultrascharf!

»Wie Ihr seht, habe ich nicht zuviel versprochen«, sagte der Magier. »Aus dem dümmsten und häßlichsten Geschöpf, das man sich vorstellen kann, wurde das bezauberndste Wesen, das es je gab, ausgestattet noch dazu mit einer nahezu unerhörten Intelligenz. Und natürlich ist es jetzt eine Prinzessin, denn das Gegenteil eines Mannes ist ja wohl eine Frau. Außerdem heißt sie fürderhin ›Dunkel-Feigheit‹, was ebenfalls das Gegenteil von ›Hel(l)-Mut‹ ist.«

»Ein bißchen sauer bin ich ja schon,«, ließ sich der Kalif nach einer wohldurchdachten rhetorischen Pause vernehmen, »aber trotzdem scheint mir das, wenn ich ehrlich bin, ein guter Tausch zu sein. Da's straf, einen Sohn zu verlieren, aber dafür eine Tochter wie die liebliche Dunkelfeigheit zu gewinnen, entschädigt genug.«

9

Es dauerte nicht lange, da hatte sich die Mär von der wundersamen Wandlung des Prinzen Helmut bis in die abgelegensten Provinzen des Reichs herumgesprochen. Von überall her reisten junge (und auch nicht mehr so junge) Beduinen in die Hauptstadt, mit der Hoffnung, wenigstens einen einzigen Blick auf die Prinzessin werfen zu können. In schier endlosen Kolonnen zelteten sie vor dem Palast, in dem sie ihr Idol wählten; und wenn sie sich für Sekunden am Fenster zeigte, und am Ende noch kurz den Schleier lüftete, um für endlos scheinende Augenblicke ihr Antlitz der Menge zu zeigen, dann hatten die Sanitäter alle Hände voll zu tun mit den Heerscharen der in Ohnmacht fallenden oder sonstwie liebeskranken Jünglinge. Bereits nach wenigen Monaten begann die Geburtenziffer dramatisch zu sinken, denn kein Mann im Mesopotamischen Reich hatte mehr Lust, mit seiner eigenen Frau zu schlafen. Stattdessen starrten sie, wie in Agonie, auf das Poster der Prinzessin Dunkelfeigheit, das mittlerweile – dem energischen Protest der Ehefrauen zum Trotz – in jedem Schlafzimmer des Landes hing, und onanierten Tag und Nacht... Auch die Prinzessin selber, die sich ja vom puren Inbegriff der Dumpfheit in ein zartes und führendes Wesen verwandelt hatte, litt sehr unter der Situation. Es war nicht nur das wollüstig-verzweifelte Stöhnen der Massen, die den Hof belagerten und das ihr nächtens den Schlaf raubte, es war vielmehr auch ihr messerscharfer Intellekt, der die Verzweiflung und die Unlösbarkeit der Situation genauestens analysierte. Nur wenige Getreue – Schwule, Eunuchen, und natürlich

auch ihre Eltern – verhielten sich ihr gegenüber normal, d.h., ohne sie aufs Inbrüinstigste zu begehrn. Mehr und mehr zog sie sich in ihre Gemächer zurück, und verbrachte die Zeit mit Studien. Innerhalb weniger Wochen entwickelte sie daraufhin die erweiterte Relativitätstheorie, erklärte die logische Notwendigkeit der Quantenmechanik, konstruierte das Automobil, das Farbfernsehen und auch die Atombombe. Kein Rätsel der Natur blieb ihrer Intelligenz verborgen. Nahezu im selben Augenblick entdeckte sie das Geheimnis der Unsterblichkeit und den Stein der Weisen. Und nach kurzer Zeit hatte sie den definitiven Beweis dafür angeführt, daß Gott nicht existierte, und auch niemals existiert hatte.

10

»Irgendwie ist das alles noch viel schlimmer, als es vorher war,« sagte Kalif Abdullah zu seiner Frau Ramina. »Ich meine, vorher hatten wir wenigstens einen Thronfolger, egal, was er taugte. Jetzt haben wir eine Tochter, die so verdammt hübsch ist, daß ich sogar selber manchmal in Versuchung gerate. Und sie ist so viel verdammt schlauer als wir alle zusammen. Kurz und gut, sie treibt mich in den Wahnsinn! Was soll ich denn von einem Kind halten, das mir so schlüssig widerlegt hat, daß es einen Gott gibt, daß ich selber nicht mehr an meine eigene Göttlichkeit glauben kann,« denn, wie alle Herrscher jener Zeit fühlte er sich von Gott persönlich in sein Amt berufen. »Auf jeden Fall nervt mich diese Tochter mehr, als es mein verblödeter Sohn getan hat. Irgendwas muß passieren!«

»Da gebe ich dir Recht«, antwortete Ramina von Malplaquet, die selber sauer war, daß sie nicht mehr zum Zug kam. Selbst der Milchmann hatte keinerlei Interesse mehr an ihr. »Wir müssen diesen komischen Magier wieder herholen, der den ganzen Schlamassel verursacht hat. Er muß seinen Zauber rückgängig machen.

11

Gesagt getan. Mme. Souflaki und der Apotheker Van der Kohlen wurden an den Hof zitiert.

»Schafft mir diesen zaubernden smeerlap wieder heran, sonst geht's euch schlecht!«, tobte der Bandwurm, und in einem Anfall von Wut hieb er dem Apotheker dermaßen eins auf die Rübe, daß der Ärmste sogleich dahinschied.

Ach, würden nur alle Apotheker so schnell und bescheiden abtreten!

12

»Ach mein alter Bandwurm«, sagte Mme. Souflaki, die die ganze Zeit über begierig nepalesischen Tempelhit durch ihre Zigaretten spitze inhalierte, »du weißt doch auch nicht, was du eigentlich willst. Klugheit ist dir zu klug, Dummheit zu dumm, und Mittelmäßigkeit zu mittelmäßig. Denk nur an den Notar Grinslhuber. Was willst du denn eigentlich?«

»Weiß nich'«, sagte der Bandwurm. »Vielleicht will ich einfach, das alles so läuft, wie es eigentlich normal sein sollte. Zu blöde und zu häßlich zu sein ist schon schlimm, aber das Gegenteil ist die reinste Katastrophe.«

»Schon gut«, sagte Mme. Souflaki, »mal schauen, was sich da so machen läßt.«

13

»Tut mir schon furchtbar leid«, sagte der Magier. Nur aufgrund Mme. Souflakis Zureden war er überhaupt noch einmal erschienen. »Aber ein Zauber bleibt ein Zauber. So ohne weiteres kann man das nicht zurücknehmen.«

»Aber ich biete dir, was du willst!«, entgegnete der Kalif. »Geld, Gold und Reichtum. Ein Autogramm von Elvis Presley! Freikarten für die Spice Girls! Eine Nacht mit Michael Schumacher!«

»Na ja, das nun gerade nicht, aber an dem Spice-Girls-Ding wäre ich schon interessiert«, antwortete der Magier. »Allerdings ist das alles nicht so einfach. Rückgängig machen kann man die ganze Sache jedenfalls nicht so ohne weiteres. Das würde eine kosmische Antimaterie-Reaktion auslösen, die den Untergang der uns bekannten Welt bedeuten würde. Das bring ich nicht.«

»Schade«, sagte der Bandwurm, »und was dann?«

»Na ja,«, sagte der Magier, »es gäbe da eine Möglichkeit, aber dazu müßten wir den Prinzen in eine andere Zeit versetzen. Denn die Zeit ist relativ. Das heißt unter anderem auch, daß es für jeden Idioten – und sei er auch noch so gräuslich häßlich – seine Zeit gibt. Eine Zeit also, in der er nicht nur nicht als Idiot gilt, sondern in der alle anderen so idiotisch sind, daß sie ihn geradezu verehren.«

»Aber er schaut doch so unendlich Scheiße aus!«, rief der Bandwurm.

»Das denkst du,«, sagte der Magier. »Aber glaube mir, auch der Geschmack wird sich ändern. Er wird noch viel schlechter werden, als du es dir jemals vorstellen kannst.«

»Aber ich werde meinen Sohn verlieren, bzw. meine Tochter; ich weiß nicht, was schlimmer – oder besser – ist.«

»Wohl wahr!« Der Magier lächelte verschmitzt.

»Aber trotzdem. Dein Sohn wird das sein, wozu er eigentlich geboren wurde: ein Fürst, ein Führer. Ein Vorbild, das die Menschen, die er regiert, lieben. Es wird nur etwas dauern, bis seine Zeit kommt.«

»Wie lange denn so?« fragte der Kalif, ergriffen von väterlichem Mitgefühl.

»Sehr lange,«, entgegnete der Magier. »Die Menschen sind noch nicht reif. So um die 1.500 Jahre rum wird's schon dauern.«

»So lange?« Irgendwie war der Bandwurm traurig. Er konnte sich nicht recht entscheiden. Schließlich rang er sich durch. »O.k., mach du nur«, sagte er.

14

Und wieder sagte der Magier seinen Zauberspruch auf. Viel Unverständliches murmelte er, und am Schluß rief er laut und deutlich: »So sei du wieder du selbst! Häßlich und dumm und ohne Ehre! Und impotent! Und kehre ein in die Zeit, in der man dich braucht! Gehe zu Deinesgleichen!«

Und Donner und Schall erfüllten den Raum, und da, wo vorher Prinzessin Dunkelfeigheit (bzw. Prinz Helmut) stand, kringelte sich nichts weiter als eine kleine Rauchfahne. Und irgendwo in einer fernen Zukunft, in einem komischen Land, von dem Kalif Abdullah sein Leben lang noch nichts gehört hatte, kringelte sich ebenfalls eine kleine Rauchfahne, und Prinz Helmut erschien. Keiner wunderte sich, denn das Land war sowieso gerade am Ende, und alle möglichen apokalyptischen Gestalten tauchten auf.

15

Der Magier war wirklich ein Wunderknabe. Er hatte Prinz Helmut genau in die Zeit versetzt, in der er wachsen und gedeihen konnte. Wie eine Trichine sozusagen. Er war tatsächlich in einem Volk gelandet, das jegliches Gespür für Geschmack schon lange verloren hatte. Er war im Deutschland des 20. Jahrhunderts gelandet. Die Leute konnten Prinz Helmut anschauen, ohne gleich kotzen zu müssen. Das war ein Ding, das sie vorher lange genug geübt hatten. Nicht zu kotzen nämlich. Der Deutsche an sich kotzt eben nicht. Wäre ihm zu peinlich. Und zu schmutzig. Und zu unordentlich. Eben undeutsch halt.

16

Irgendwie war's schon verflucht weise von dem Magier, Prinz Helmut genau dort wieder erscheinen zu lassen. Wie seit jeher war er beraubt von Anmut, Charme oder einem Anflug von Gehirn. Wie gesagt, jedem Idioten schlägt seine Stunde, und auch Prinz Helmut ging es so. Die Zeit war geboren, in der die Dummheit siegte, und in der die Häßlichkeit nichts mehr ausmachte. Und in der fett zu sein bedeutete, Macht zu haben. Prinz Helmut war Prinz der Deutschen geworden. Was heißt Prinz; König wurde er! König der Einheit! Die Dummen wurden einig und fanden ihren König! Und mit großer Mehrheit wählten sie ihn zu ihrem Kanzler.

Und der Magier hatte Recht, und das dümmste Volk der Welt hatte endlich den dümmsten Führer gefunden, den es je gab.

Und wenn er nicht gestorben ist, dann regiert er sie noch heute.

Geh ich wieder auf die Straße, zuckt mein Blut in roter Glut

Ich seh die Menschen hasten, wimmeln und bekomm die pure Wut
Ich möcht sie schlagen, würgen, treten
Denn sie beschmutzen meinen Geist
Mit Schweinsgesichtern, rund und rosig und so widerwärtig feist
Möchte sie aus dem Boden ganz wie Gartenunkraut jäten

Wohin sie gehen, wo sie stehen, sie riechen – Geld
Und ich frag mich, laut und zornig, ist das wirklich meine Welt
Wo sind sie, die Brüder alle? Wo die Liebesschwüre, geboren einst im Hippiekult?
Ich seh nur, wie der pralle Junkie geräuschvoll in die Ecke strullt

Diese Welt ist eine Halle
In der ich von der Decke falle

Endlich mal wieder ein Märchen für Anne-Marie

Wenn man vom Habenstein nach unten schaut, überblickt man das ganze Tal. In der Mitte meandert der Fluß und links und rechts schmiegen sich die Dörfer an die Hänge. Von oben betrachtet – im Mondschein – hocken die Giebel der Häuser rot leuchtend wie kleine Sterne. Es ist still und der Wald ringsum frißt die Trümmer der Zivilisation. Grillen zirpen und der Tag ist ein Gespenst, das in der Nacht vergeht. Kein Wunder, daß die Geister der Nacht erscheinen. Elfen und Trolle finden sich ein. Die Elfen klein und zauberhaft; anmutige und geflügelte Wesen. Die Trolle weitaus weniger bösartig als man gemeinhin so denkt.

Unten hocken immer noch die Dörfer, und wenn man sich anstrengt, kann man das bösartige Speien der Fernsehgeräte vernehmen. Eine der Elfen, die Fühler kokett auf die Seite gelegt, erzählt mir, daß es bei ihnen so was wie Fernsehen nicht gäbe. Sie küßt mich sanft und ich mag es sehr.

Nur ein Troll blickt finster feindselig. Zum Glück bleibt er stumm.

Ich frage die Elfe, ob sie mich liebt. Leider sagt sie nein, »aber«, so spricht sie, »weil ich dich mag, bin ich bereit, dir drei Wünsche zu erfüllen.« Das erfreut mich sehr, denn seit langem war mir bekannt, daß Elfen in der Lage sind, Wünsche zu erfüllen, wenn sie nur wollen. So eine Gelegenheit bekommt man nur selten!

Liebe Leute, glaubt mir, sich drei Wünsche auszudenken, ist schwieriger als man gemeinhin so annimmt. Darum saß ich auch eine geraume

Weile da und stierte scheinbar ziellos in die Ferne, während sich die Gedanken in meinem Kopf überschlugen.

»Mach mal hin jetzt!«, drängte denn nun auch bald die Fee. »Wenn du dich jetzt nicht äußerst, dann ist die Chance vorbei!«

»Nun denn«, entgegnete ich, »dann höre mir zu, o Elfe. Mein erster Wunsch ist, daß Friede auf der Welt herrsche. Keiner soll keinen mehr töten!«

»Hatten wir schon mal«, antwortete die Fee, »das funktioniert einfach nicht. Liegt an der Natur des Menschen, oder so. Nächster Wunsch!«

O.k.«, sagte ich, »mein nächster Wunsch ist, daß ich 6 Richtige im Lotto habe.«

»Hast du denn überhaupt gespielt?« fragte sie zurück, die Schlange.

»Na freilich!«, habe ich geantwortet, »und wie schaut's aus? Bin ich jetzt reich geworden, oder was?«

»Na, reich wärst du schon geworden, wenn du vor fuchzehn Wochen die gleichen Zahlen gehabt hättest. Die Erfüllung meiner Wünsche liegt halt jenseits von Raum und Zeit... Nächster Wunsch!«

»O.k.«, sagte ich, »dann hätte ich noch gerade gern ein leckeres Sandwich, weil mir der Magen kracht!«

»Ich frag mal in der Küche nach«, sagte sie und ging. In der Zwischenzeit saß ich da und blickte auf die kleinen leuchtenden Dörfer. Nach einer halben Stunde kam sie wieder und meinte: »Sandwich is' alle!«

Dann verschwand sie.

Und ich habe mir gedacht, ich bin ein Depp, denn eigentlich hätte ich mir nur wünschen sollen noch dreimal geküßt zu werden...

Was anfangs nur als leichtes Rasseln
W im Hintergrund die monotone Harmonie der Fahrgeräusche störte, wuchs sich bald zu einem schrill und unheilvoll schabenden Geschrei des Motors aus, das spätestens nach zwei oder drei Kilometern keinen Zweifel daran ließ, daß die Mühle im Begriff war, ihren Geist aufzugeben. Nicht, daß ich Ähnliches nicht schon öfter erlebt hätte, nicht, daß ich mich bei einem Golf, der mittlerweile das 15. Lebensjahr durchschritten hatte, über eine Panne gewundert hätte, aber daß das nun ausgerechnet jetzt passieren mußte, freitagabends so gegen halb neun, auf der Autobahn auf dem halben Weg nach Ulm, meinem Ziel, empfand ich doch als eine besonders ungnädige Fügung des Schicksals. Doch es hätte schlimmer kommen können, ich hatte noch Glück im Unglück, und schaffte es, die nächste Ausfahrt und gleich dahinter eine Tankstelle mit Werkstatt zu erreichen.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich war, die Gegend zwischen Crailsheim und Ulm war für mich nichts als finsterstes schwäbisches Hinterland, aber ich war froh, auf die Abschleppdienste des ADAC vorerst verzichten zu können. Zum Glück wohnte der Besitzer über der Werkstatt, und es gelang mir, ihn zu überreden, runterzukommen, um sich den Schaden näher zu betrachten.

»Nichts zu machen, Getriebe is' hin,« war's was er sagte, und das hieß es auch: Nichts mehr zu machen, tot, hin, perdu, finito, Schrott. Ein Haufen Blech, der mich nirgendwo mehr hinbringen würde. Und schon gar nicht heute Abend.

Wie alle Kleingewerbetreibenden roch der Werkstattbesitzer meine Notlage und das mit ihr verbundene Geld, versuchte zunächst, mir eine sündhaft teure Reparatur aufzuschwätzen, bis er mir schließlich das Auto für dreihundert Mark abgeschwätz hatte. Mir war's egal, ich hatte eh eine Mordswut, die ich auf das Auto übertrug, diese miese Dreckskarre, und das letzte, was ich wollte, war, mich am Wochenende, mitten in der schwärzesten Provinz, mit seinem Wrack herumzuärgern, obwohl allein die Reifen schon zweihundert wert waren. Sei's drum. Wenigstens hatte ich mir als zusätzliche Gegenleistung noch ausbedungen, in die nächstgelegene Bahnhofsstadt gefahren zu werden. Mit etwas Glück, so hoffte ich, führe noch ein Zug. Eigentlich war mir das Auto gar nicht so wichtig. Es war nur der Weg zum Ziel. Zu dem charmant-melancholischen Stück Frau, das ich zwei Wochen zuvor auf der Messe in Köln das erste Mal gesehen hatte. Abends trafen wir uns dann zufällig in der Hotelbar, ich eigentlich voll Stress und schlechter Laune, die ich nur kurz mit einem Whisky noch runterspülen wollte. Aber die Leute, dieses typische Vertretergesocks, das zu Messezeiten die Hotels bevölkert, waren mir zu langweilig. Ich war wahrscheinlich auch nicht viel anders, saß an der Bar und musterte die Gäste, musterte die vom Alkohol schon durchschwitzten Gesichter der Herren vom Schuko-Türenversand, entdeckte zwei oder drei wirklich gutaussehende Frauen, denen man ansah, daß sie es gewohnt waren, ihre Attraktivität als Waffe einzusetzen, weil sie nie diese verbissene Verkrampftheit ihrem Wesen nehmen können, die von der Karrieresucht verursacht wird.

Sie fiel mir auf, weil sie an einem ruhigeren Tisch saß und den Golem von Meyrinck las. Das war etwas Ungewöhnliches in so einer Hotelbar, wo es gewöhnlich nur ums Prahlen mit den erzielten Geschäftsabschlüssen vom Vortag ging, oder um die von der immer gleich langweiligen Doppelmoral geprägten »netten Geschichtchen« aus dem Arbeitsalltag, untermauert von weinerlichem Gejammer über die Ungerechtigkeiten, die man als kleiner Mann in dieser Welt so ertragen müsse. Niemand las da sonst etwas außer der Getränkekarte. Und schon gleich gar nicht, was ich als ein gutes Buch bezeichnen würde.

Ich sprach sie an und setzte mich zu ihr. Ich wollte eigentlich gar nichts von ihr, von nirgendwem. Ich weiß auch nicht, warum ich sie ansprach; wenn man mir ein Bild von ihr gezeigt hätte, hätte ich geantwortet, sie sei nicht mein Typ. Wir redeten über Bücher, über die faszinierende Gestalt des Golem, über die Geschichte des Prager Ghettos, über den Reiz, den Mystik ausübt und über das Fehlen von Mystik in unserer heutigen, nüchternen Welt. Ich glaube, ich hatte schon seit Jahren nicht mehr so ein Gespräch geführt, ein Gespräch, das nicht nur vom Inhalt her, sondern auch von der persönlichen Atmosphäre, die im Verlauf der Unterhaltung rasch entstand, sich von meinen sonstigen Konversationen wohltuend unterschied. Die Frau war belesen, intelligent und voller Esprit. Sie riß meine Gedanken mit jedem Thema, das sie anschnitt, förmlich mit, und mir war keine Sekunde langweilig. Sie hieß Jenny.

Ich kann mich erinnern, früher, in meiner Jugend, gab's viele solcher Freundschaften. Man saß stundenlang bei einer Kanne Tee zusammen und konnte alle Gedanken, die man gerade hatte, miteinander teilen. Aus Freundschaft. Wo man sich denkt, daß man nie so werden will, wie die, die einem alt vorkamen. Alt vor allem deswegen, weil für sie ihre Träume und Gedanken nicht mehr wichtig und richtig waren, statt dessen das, was sie mit dem Haßwort »Vernunft« umschrieben. Die, von denen sie nicht verstanden wurden, weil sie schon längst vergessen hatten, was sie früher selber träumten. Oder das noch nie nötig hatten.

Ich habe viel gelesen damals, und es war undenkbar, wenn einem ein Buch gefiel und begeisterte, daß man seine Begeisterung für sich behielt, ohne sie mitzuteilen und in langen Nächten voller Spaß und auch Tragödien über die Aussagen des Gelesenen und die Intentionen des Autors zu diskutieren und philosophieren. Das ist ganz normal, wenn man es gewöhnt ist, über seine Empfindungen und Gedanken mit anderen offen zu reden. Über Lehrer und Eltern, Freunde und Freundinnen, über Liebe, über Politik, über die Zweifel an der Welt und an einem selber, über Selbstmord und Wunschträume, Schönes, Gutes, Trauriges, Hassenswertes und Bewundernwertes, über alles, was einen so bewegte. Man war irgendwie nie allein. Und man hat sich nie vorstellen können, daß sich das mal ändert. Oder warum.

Doch man erlebt viel, die Dinge werden immer unwichtiger, man wird erwachsen und weiß, was man will. Man braucht nicht mehr darüber zu reden. Ist eh alles schon mal gesagt worden, und man weiß, was man meint. Ich will hier jetzt nicht rumflennen, irgendwie wurde das Leben rauher und verlor seine Unschuld. Man geht Geld verdienen, lernt in irgendeiner Maloche an die man sich gewöhnt; wenn man sich unterhält, dann über die Arbeit, oder bei Bedarf über die liebe Familie. Gespräche gibt's da nicht mehr, denn die Sprache der Arbeit verträgt sich halt nun mal nicht mit der der Träume. Und wenn man eine Frau anspricht, dann will man was von ihr, und sieht ihr auf die Brust statt in die Augen. Und es ist dir völlig Wurst, über was ihr eigentlich gerade redet.

Sei's wie's sei, die Unterhaltung mit Jenny war eine von dieser längst vergessenen Art, sie nahm mich gefangen, ließ mich die ganzen Alltagssorgen, die normalerweise nur durch hartnäckigen Alkoholgenuss aus meinem Kopf zu vertreiben sind, vergessen, sie regte mich zu immer neuen Gedanken an, weil sie es verstand, mich an mich selber heranzuführen und dazu zu bringen, mich mit mir selber auseinanderzusetzen, weil sie mich für Dinge interessierte, die ich zuvor lediglich registrierte, im Glauben, damit hätte es sich, ohne zu hinterfragen und auf die Dinge zu schauen, die oft hinter den Zeilen verborgen liegen. Es tat mir verdammt gut, und wir saßen bis zum Zapfenstreich da, ohne daß uns der Gesprächsstoff ausging, waren von der Krise in Kultur und Politik über das Wesen der Menschen schlechthin inzwischen zu immer persönlicheren Themen vorgedrungen, bis ich am Schluß mit ihr in einer Vertrautheit zusammensaß, wie ich sie nur von alten Kumpels kenne.

Ich verabschiedete mich an diesem Abend von ihr wie von einem Freund, den ich neu kennengelernt hatte, und dachte gar nicht daran, mehr von ihr zu wollen. Aber vielleicht redete ich mir das auch nur ein; inzwischen glaub ich, daß ich schon damals von ihr verzaubert worden bin, mir fehlte nur der Mut, es mir selber einzustehen.

Wir hatten uns am nächsten Tag zum Mittagessen verabredet, denn ich frühstücke nie. Abends gingen wir in die Stadt, und ich spürte den Zauber immer deutlicher. Und ich genoß es.

Am dritten Tag war ich endgültig verliebt, so mit Herzklöpfen und allem. Wir gingen abends wieder aus, ich war schrecklich aufgereggt auf einmal, doch irgendwie fand ich den Mut, ihr zu sagen, daß mir unsere Bekanntschaft ziemlich plötzlich ziemlich viel bedeuten würde, was ich im nächsten Augenblick schon wieder inständig bereute, weil ich glaubte, sie müsse jetzt denken, daß ich sie nur in mein Bett kriegen wollte. Ich wurde rot – man weiß es, wenn man fühlt, wie die Wärme die Backen heraufkriecht und die Ohren anfangen zu glühen – während sie schwieg und mir zuhörte. Ab und zu streifte ihr Blick über mein Gesicht, jedoch nie lang genug, um in meinen Augen zu verharren.

Ich hatte das ganz sichere Gefühl, alles versaut zu haben, trotzdem war ich froh, daß ich es gesagt hatte. Was hatte ich schon zu verlieren? Morgen würden wir beide wieder heimfahren, und uns mit ziemlicher Sicherheit nie wieder begegnen. Ich würde sie schnell vergessen haben.

Es ist schon seltsam, daß man, wenn man sich spontan in jemanden verschaut, sich fragt, ob es schwerfällt, ihn wieder zu vergessen. An diesem Abend erschien mir das sehr unwahrscheinlich.

Auch nachdem ich geendet hatte, sagte sie zunächst nichts; später sagte sie, sie müsse nachdenken. Ich bemühte mich, unverkrampft zu erscheinen, was mir nicht so recht gelingen wollte. Ein Gespräch wie die Abende vorher, das nur von sich selbst leben kann, wollte nicht aufkommen.

Wir waren relativ zeitig im Hotel zurück, und als ich sie zu ihrem Zimmer begleitete, blieb sie stehen und fragte mich, ob sie mir wirklich so viel bedeute. Ich wußte natürlich, was das heißt, nämlich, daß sie mich mag, aber da war auch nicht mehr; daß sie mir nicht wehtun will, und daß das Ganze eh nicht klappen würde, weil sie in Konstanz wohnt und ich in Kassel. Mir zeigte die Frage vor allem, daß ich mich wie der letzte Idiot benommen hatte.

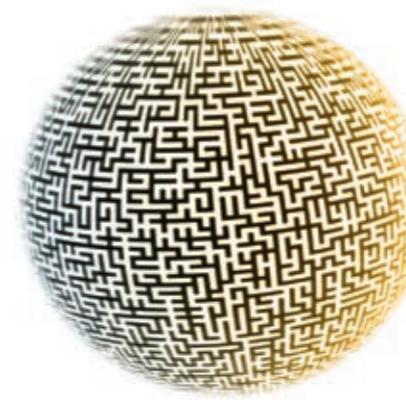
Darum entgegnete ich nur, daß ich eben von ihrer Art so plötzlich in den Bann gezogen war, und daß ich glücklich sei, sie kennengelernt zu haben.

Sie schaute mir mit einem Ernst in die Augen, der nicht zu dem, was ich bis jetzt von ihr kannte, passen wollte.

»Bedeute ich dir wirklich so viel?« fragte sie noch einmal, als hätte ich nicht schon geantwortet.

»Wenn ich ehrlich bin,« hörte ich mich reden, »ich würde am liebsten alles hinschmeißen und mit dir mitkommen. Das kann daran liegen, daß mich zur Zeit sowieso alles ankotzt. Aber eigentlich glaub ich, daß es schon einfach nur du bist.«

Sie sagte: »Ich weiß nicht, ob ich dir glaube. Und ich weiß auch ganz sicher nicht, was ich selber eigentlich will. Ich weiß nicht, ob ich dich wirklich lieben könnte, aber ich mag dich. Ich hab dich gleich gemocht.« Sie sprach noch mehr, aber ich konnte nicht mehr zuhören, mein Herz schien zu zerspringen, und ich war völlig verdattert, mochte kaum meinen Ohren trauen. Sollte das wirklich heißen, daß sie ähnlich für mich empfand? Warum war ich sofort so überzeugt, keinen Erfolg zu haben, als ich ihr meine Gefühle beichtete, obwohl dem augenscheinlich ganz anders war?



Ich war so von der Rolle, daß ich gewirkt haben muß wie ein Idiot. Ich hab mich auch so gefühlt.

»Ich will dir schreiben, dann sehen wir weiter. Ich brauch Zeit,« sagte sie, und ich brachte nicht mehr als ein stummes Nicken raus. Dann sagte ich noch, sie solle sich zu nichts verpflichtet fühlen, nicht ohne sofort danach schon wieder den Eindruck zu haben, die falschen Worte gewählt zu haben. Es sollte nicht so klingen, als wollte ich auf einmal von meinen inbrünstig geäußerten Versprechen zurücktreten. Ich hasse dieses Gefühl der Unsicherheit, das automatisch kommt, wenn man anfängt, darüber nachzudenken, wie man auf jemand wohl gewirkt haben mag. Bei den meisten Menschen mag das wurscht sein, denn sie sind einem egal. Ganz anders, wenn man von jemandem Anerkennung will. Immerzu denke ich dann, man müsse es besser machen, jedoch ohne zu bedenken, daß ein Mensch, der sich immer nur verstellt, um den anderen zu gefallen, so uninteressant ist wie eine tote Gräte. Es ist die Angst, zu verlieren. Und daß einen jemand nicht so sieht, wie man sich selber gerne sehen möchte. Weil er mehr ist als ein Spiegel fürs Ego.

Sie sagte Gute Nacht, und dann küßte sie mich leicht auf die Lippen. Ohne Zunge und so. Und dann war sie auch schon verschwunden.

Sie hielt ihr Versprechen. Nach einigen Tagen kam ein Brief, er war sehr nett, und erinnerte mich auf der Stelle an diesen einzigartigen, von mir ersehnten Charme, den ich in Köln kennengelernt hatte. Sie lud mich ein, sie zu besuchen. Eine Freundin von ihr würde eine Ausstellung eröffnen, es gäbe ein großes Fest, und sie würde sich freuen, mich wiederzusehen. Ich hab mich auch gefreut, hab mir sicherheitshalber die kommende Woche Urlaub genommen, bin in diesen Rosthaufen von Golf gesprungen, voller Enthusiasmus und Vorfreude zwei Stunden die Autobahn gen Süden gebraust, und jetzt stand ich da, in einem Kaff namens Tutzing vorm Bahnhof, wo mich der Werkstattbesitzer hat aussteigen lassen, und ich komm mir vor, als hätte sich jemand einen ganz blöden Scherz mit mir erlaubt.

Die Bahnhofshalle selbst war aufgesperrt, ein Fahrkartenschalter war jedoch nicht besetzt. Dem Fahrplan entnahm ich, daß der nächste (und letzte) Zug Richtung Ulm erst 11.50 Uhr ging. Wenigstens ging überhaupt noch einer! Ich würde also so gegen 1.00 Uhr morgens eintreffen, vier Stunden später zwar, als geplant, aber ich würde trotzdem bei ihr sein! Bei diesem Gedanken war der ganze mistige Rest gleich etwas unwichtiger, und ich spürte, wie ein Teil meiner guten Laune langsam zurückkehrte. Ich nahm mir fest vor, mir die Stimmung nicht verriesen zu lassen!

Als nächstes suchte ich eine Telefonzelle, um Jenny von meinem Malheur zu berichten, und sie zu bitten, mich vom Bahnhof abzuholen.

Es tat gut, ihre weiche, manchmal etwas kratzige Stimme zu hören. Sie lachte, als ich erzählte, was los war, und versprach, pünktlich da zu sein. »Was soll das Scheiß-Auto,« dachte ich mir, »ich brauchs ja gar nicht! Einen Menschen, der glücklich ist, kann eine Panne nicht stören!« Und so, moralisch wieder aufgerüstet, schickte ich mich an, ein wenig durch die Gassen zu streifen, um vielleicht eine gemütliche Kneipe zu finden, in der ich die Wartezeit bequem überbrücken könnte.

Es war Anfang Oktober, und ich merkte es ziemlich schnell; die Sonne fiel wie ein Stein hinter den Horizont und es wurde fast schlagartig kalt. Das Städtchen war bestimmt nicht groß – in dieser Gegend konnte es keine großen Städte geben! – dennoch hatte es eine intakte Altstadt, in der sich enge Gäßchen durch die krummgewachsenen, gebückten Fachwerkhäuser drückten. Ich nahm den Weg dorthin, weil ich hier, im Herzen der Altstadt, am ehesten auf eine warme Gaststube hoffte. Zweimal bog ich links, circa dreimal rechts ab, immer frei Schnauze, einmal kam ich an einem Wirtshaus vorbei, aber als ich durchs Fenster sah und nur ein paar mürrische alte Bauernschädel erspähte, die stumm und lustlos an ihren Biergläsern knabberten, beschloß ich, noch ein wenig weiterzugehen, um so vielleicht eine angenehmere Kneipe mit jüngerem Publikum zu finden. Es war nun auch schon völlig dunkel, und mit der Nacht krochen Nässe und Nebel herauf. Wie eine endlose Herde riesiger, grauer Tiere zerstampften die schwermütigen, geschwülstigen Regenwolken, die ich schon am

Tag so sehr hasse und die jetzt immer noch als drohende Schemen zu erahnen waren, den Himmel. Nur ab und zu ließen sie den Mond durch ihre Reihen lugen, teilnahmslos, wie einen Gefangenen, der für immer aus der Welt ausgesperrt ist. Ab und zu hastete ein Mensch, manchmal auch ein Pärchen, an mir vorüber, wegen der Kälte mit eiligem Schritt, die Schals tief ins Gesicht gezogen. Ich will nicht sagen, daß es was zu bedeuten hätte, aber von keinem der Vorübereilenden habe ich das Gesicht sehen können. Allerdings hab ich auch nicht so genau darauf geachtet. Die ganze Atmosphäre wurde mir zunehmend scheußlicher, zudem fror ich wie ein Schneider, da ich nur meine dünne Fliegerjacke anhatte. Der Nebel verzerrte die Fassaden der kauzigen Altstadthäuser auf eine nahezu unheimliche Art. Wind kam auf und pfiff durch die Löcher der baufälligen Giebel, und ich hatte beinahe den Eindruck, als knarzte mir das Holz der Fachwerke bösartig zu, während mich tote Fenster aus blindem Glas anzustarren schienen. Kurzum, die Lust am Spazierengehen verlor ich langsam und war heilfroh, endlich den beleuchteten Wimpel eines Gasthauses zu entdecken.

Es war ein windschiefer altes Häuschen, das so alt aussah, daß die anderen richtig stabil dagegen wirkten. Wenn man es sah, konnte man sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß es einmal neu und frisch und fröhlich gewesen sein könnte. Aber über der Tür hing ein freundliches Schild, und aus den Fenstern glänzte warmes Licht. Es hieß »Zur rauschenden Fahrt«, ein ungewöhnlicher Name, der jedoch gewiß seine Begründung in der Geschichte der Stadt findet. Aber »Rausch« ist ja wohl etwas, was durchaus zu einer Kneipe paßt.

Es war nicht viel los, als ich eintrat, ein Stammtisch in günstiger Rufweite zum Tresen, an dem drei Männer einen verbissen schweigenden Schafkopf klopften, ein älteres Pärchen an einem der Ecktische, die Gesichter voll von jenen dicken Furchen, die der Alkohol gräbt; sie saßen schweigend vor ihren Gläsern, stumpfe Augen, müde, schwere Körper, so geworden durch die Monotonie eines Daseins, in dem es noch nie eine Abwechslung, etwas außer der Reihe gegeben hat. Ein paar junge Leute, die sich gedämpft, aber fröhlich an einem der anderen Tische unterhielten, ein schmuddliger Typ, der den Spielautomaten rechts neben der Tür bearbeitete, ein Mann, von dem man nur den Rücken sah, den er dem Gastraum zukehrte und durch die Wand zu starren schien, und endlich der Wirt, der am Tresen lungerte, und mich mit unverhohlener Neugierde anblickte. Aus einer Musikbox neben ihm dröhnte die Art von sogenannter Volksmusik, die in manchen Kneipen die Aufgabe hat, die letzten Gäste zu vertreiben.

Ich ließ mich an einem der freien Tische nieder und bestellte mir ein Helles. Ich fragte auch nach einer Zeitung oder Ähnlichem zum Lesen, aber statt einer Antwort schüttelte der Wirt nur stumm den Kopf. Aber das Bier schmeckte hervorragend, und die Brotzeit, die ich anschließend bestellte, war geradezu ein Gedicht.

Inzwischen hatte es sich ein wenig geleert, die jungen Leute waren gegangen. »Schade!«, dachte ich, »jetzt hocken nur noch stumme alte Knacker um dich rum.«

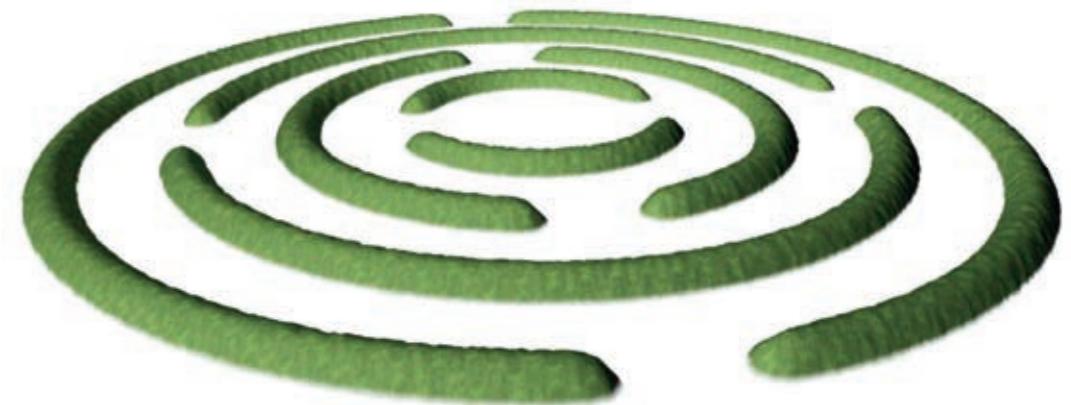
Die Musikbox ging aus, und ich hatte schon Angst, dies sei ein Zeichen, daß sie schließen wollten, und ich wieder draußen in der Kälte herumirren müßte. Doch der Mann von dem Pärchen am Ecktisch stand auf und warf eine neue Münze hinein. Ich war gespannt, was er wohl drücken würde, innerlich wettete ich auf Elvis, ich weiß selber nicht warum; wahrscheinlich, weil alte Säuber eben oft sentimentale Knochen sind, die ihren Kindern zwar ungerührt die Gesichter zu Brei schlagen, aber bei irgendeinem schnulzigen Elvis-Song zu weinen beginnen.

Doch ich irrte mich, die Melodie, die anhob, war tragend und schwer, sie erinnerte mich an Gregorianische Gesänge, aber auch an melancholische Country-Weisen und düstere Gothic-Rhythmen. Sie war außerordentlich vielstimmig, dennoch gelang es mir nicht, ein bestimmtes Instrument herauszuhören. Immer, wenn ich zum Beispiel vermeinte, die wummernden Schläge eines Basses herauszuhören, war ich mir gleich darauf wieder völlig sicher, daß das was anderes sein müsse. Am ehesten dachte ich an einen Synthesizer oder ähnliches musikalisch-elektronisches Gerät, mit dem man die Klangfarben bis zur Unkenntlichkeit verfremden konnte, teilweise fühlte ich mich an antike Instrumente wie Leiern und Schalmeien erinnert. Das Lied klang fremd und geheimnisvoll und die Melodie, oder auch eine ähnliche, habe ich mit Sicherheit noch nie zuvor gehört, aber sie war zeitlos schön, von einem schlichten, melancholischen Wesen, nicht ohne überraschende Wendungen und Tonfolgen,

die trotz ihrer Bizartheiten nie aufhörten, mit dem Grundton zu harmonieren. Nach einigen Takten setzte eine abgrundtief bassige Männerstimme zu einer wortreichen Ballade an, jedoch in einer Sprache, die ich nicht nur nicht verstand, sondern die ich überhaupt nirgends einordnen konnte. Sie klang sehr alt, denn die Wörter waren durchsetzt von kehligen Lauten, anders als im Schwyzerdysch, eher so, wie ich mir gälisch oder eine andere keltische Sprache vorstelle. Ein gallischer Druide würde gut dazu passen, schoß mir durch den Sinn. Obwohl meine Gedanken um dieses Musikstück kreisten, war mir nicht entgangen, daß der Wirt nach den ersten paar Takten leise begonnen hatte mitzusummen, und auch das alte Pärchen bewegte die Lippen, als würden sie mitsingen.

Hören konnte ich freilich nichts. Selbst die Kartelbrüder hielten inne: sie schienen ihre Stiche zusammenzurechnen, aber es kam mir so vor, als würden sie sich weniger aufs Zählen als aufs Zuhören konzentrieren. Den Spieler, der mit dem Gesicht zur Wand die ganze Zeit stumm an seinem Platz gesessen hatte, hatte ich total vergessen, deshalb erschrak ich ziemlich, als er mir plötzlich von hinten auf die Schulter tippte. Ich drehte mich rasch um, und sah in zwei Augen wie zwei Blöcke stumpfen Granits. Sein Gesicht war weder jung noch alt, aber zerfurcht von vielen Falten, die ohne erkennbare Symmetrie hineingehauen zu sein schienen.

»Weißt du, warum sie dieses Lied spielen?« fragte er, und ohne auf eine Antwort zu warten fügte er sie selbst an. »Nur für dich spielen sie es, nur für dich, mein Junge, oh ja.«



Wenn ich langsam an deiner Seite
W
durch die bewaldeten Hügel spaziere, die
unser Dorf umgeben, und der Wind dein Kasta-
nienhaar dir leise in die Stirn treibt, so daß ich an
die Melancholie des Herbstes denke, geschieht
es manchmal, daß der Zauber, den du auf mich
ausübst, sich mit dem Zauber des Waldes zu
einem einzigen Bild vermischt, in dem ich mich
selbst wiederzufinden vermag, und ich fühle mich
glücklich. Der Wald mit seinen knorriegen Eichen,
seinem Laub und dem unterdrückten Rascheln
hinter den Hecken wird dann bevölkert von Trol-
len und Kobolden, von Feen, Lichtwesen und vie-
len anderen durchaus märchenhaften Gestalten.
Wie auf ein Zeichen fangen sie an zu singen und
formieren sich in Kreisen zum Tanze. Ganz und
gar schließen sie mich ein in ihre Welt. Dann
tanze ich mit ihnen, den Knarreichenkobolden,
den Lichtgrasfeen, bis die Strahlen der Sonne
länger werden und sich meine Fabelwesen wieder
auflösen in die Wirklichkeit der Natur, in ihren
ganz wirklichen Zauber. Die Hand auf deiner
Schulter bin ich dann froh, daß du da bist,
und das Lächeln, welches, von diesen Gesichtern
erfüllt, irgendwo aus einem tiefen Grund in
mir hervortaucht, so lieblich, aber völlig falsch
deutest.

★

Abends und wieder daheim dann, sitzen wir an
unserem Tisch. Brot, Käse und Wein. Zwei Her-
zen. Dein Haar: immer noch Kastanien, dank
der Kerzen. Doch: kein Wind, der den Wald-
zauber hineinbläst, keine Elfen, Trolle, Kobolde.
Du: Immer noch voller Zauber (Gottseidank).
Küsse ich den Wald in deinem Haar, kann ich
ihn riechen, spüren. Und du verstehst mich.

Die Eisprinzessin

November – das sind graue Tage, deren Eintönig-
keit ins Herz schneidet.

Bleiche Sonne kämpft sich jeden Morgen durch
den Nebel, und der Gedanke an Sommer wird zu
einem gespenstischen Märchen, an das keiner
mehr glaubt.

Tief vom Himmel legt sich der Nebel auf die
Seele und läßt langsam Kristalle aus Eis in den
Adern wachsen. So dunkel, wie er beginnt, schei-
det er wenige Stunden später, der Tag, erdrückt
von der Kälte der Nacht.

Es hat nicht lange gedauert, dann bin ich ein
Eismonster geworden. Jeden Tag stetig im Gleich-
schritt mit der Temperatur draußen sinkt auch
die meine. Knapp über dreißig Grad Celsius zeigt
das Thermometer heute, auf dem ich seit drei
Minuten rumkaue.

Jetzt geh ich wieder raus auf die Straße,
rotgefroren, blaugefroren, Schal und Jacke nüt-
zen nichts, riech den Nebel und die Kälte und
schmecke nichts Lebendiges.

Zwei Ecken weiter, linksrum, rechtsrum, durch die
Straßen, die einst in meiner Heimat lagen, seh ich
sie: die Eisprinzessin.

Da steht sie da, ihr kristallenes Szepter in
der Hand, gekleidet ganz in einen Mantel aus
Schneeflocken, in dem sie nie friert.

Als sie mich küßt, beschlägt meine Stirn mit
Reif und meine Glieder werden starr. Sie nimmt
meinen Arm und führt mich fort, zieht mich hin-
ter sich her, mich, der ich nie einen Willen kannte.

Lange bleibe wir in ihrem Reich, wo sie mir die
Wünsche meines Herzens erfüllt und alles nur
gefror bei ihrem bloßen Anblick.

Und jetzt, ich weiß nicht zu sagen, wie es
geschah, steh ich wieder hier an der Ecke an der
ich sie traf, Reif auf der Stirn, die Augen gefroren
wie das Lächeln. Die Leute bleiben stehen und
schauen, schauen, bis auch sie erfrieren.



Wie's passiert ist – geschweige denn wann – kann ich wirklich überhaupt nicht sagen, aber es ist halt passiert.

Ich bin da, da ist überall, also entsetzlich weit und unglaubliche Strecken umspannend, wo auch immer, ich bin da, doch fühl ich genau, daß ich nicht größer bin als ein Atom. Ein Atom, mit einem Auge, das den ganzen Kosmos durchschaut, und allein deshalb, weil es auf Atomgröße geschrumpft ist, die Möglichkeit hat, eben überall zu sein.

Ich kann es nicht erklären, ich fühle nur, daß es so ist.

Fast ist mir, als ob ich schon immer so bin, aber eine der vielen Seiten meiner Seele hält Erinnerungen hoch. Erinnerungen an die Zeit, als ich noch ein Mensch war.

Thomas hieß ich, Leben und Energie strömten in mir – fast so wie jetzt – ich glaub ich trug einen Bart, irgendwann wurde er so grau und schütter wie all die anderen Haare, die meinen Kopf zierten, und später noch, mit runzlig eingefallenen Wangen, starb ich dann als Mensch, vier Kinder und acht Enkel hinterlassend, mit dem Gefühl, durch die Vererbung meiner Gene das Möglichste getan zu haben, mich selbst nicht aussterben zu lassen.

Ich dachte wie ein Mensch.

★

Wie weit dies alles scheint!

Ich weiß noch, wie viel erzählt wurde, von irgendwelchen Tunneln, durchströmt von Harfen- und anderen Sphärenklängen, mit einem Licht am Ende, von dem keiner wußte, was es zu bedeuten hatte.

Ich war Atheist.

Mir war es lieber, daß an guten Tagen die Sonne auf meinen sich bräunlich verfärbenden Bauch brannte, als mir Sorgen über Tunnellichter zu machen.

Der Tod war eine unausweichliche Konsequenz, die das Leben erst ermöglichte.

Ich war Atheist.

★

Gemeinsam banden der Pfarrer und mein Arzt mein Kinn an den Rest meines graumelierten Kopfes. Die Mullbinde drückte meine erschlafften Lippen zusammen, und ohne einen Muckser entwich meine Seele, an die ich nie geglaubt hatte, völlig geräuschlos durch sämtliche andere Poren meines Körpers, und verwandelte sich in jedes Atom, welches im Universum vorhanden war.

Es ging sehr schnell, und ich hab's gar nicht richtig mitgekriegt.

Da war kein Tunnel oder so'n Zeug.

Keine Sphärenklänge!

Da war dann nur noch ich, überall auf der ganzen Welt, keine Spuren hinterlassend, keine Möglichkeit, ein Zeichen zu setzen, aber alles sehend, alles wissend, der Inhalt eines jeden Moleküls meiner Welt, der keine Grenzen findet.

Viel hab ich mir vorgestellt, ich, der Atheist; gelernt, die Vergänglichkeit des Seins hinzunehmen; gelernt, die Leute, die an etwas glauben, nicht für voll zu nehmen und trotzdem ganz heimlich zu beneiden.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartet habe. Vielleicht, daß mein Geist ganz einfach erlischt. Vielleicht, daß er mit einem großen Knall, den niemand anders zu hören vermag, geräuschlos verschwindet. Aber ich bin mir sicher, daß ich nicht erwartet habe, auch weiterhin das ganze Menschengeschlecht zu beobachten, um mich selbst in einem Spiegel zu sehen.

★

Am Anfang fand ich's schwer, mich darin zurecht zu finden.

Woran ich dachte, ich war dabei. Eingeschlossen im Scharnier einer Tür, durch die die Widersacher einer Diktatur zum Verhör getrieben wurden.

Im Blut eines armenischen Soldaten, der geschworen hatte, für sein Vaterland zu kämpfen, bis zum Sieg, ja, bis zum Sieg.

Als Stäubchen flockte ich hinunter auf die Überreste der guatamatekischen Guerillas oder auch auf die verbrannten Beine der Türkenkinder in Deutschland.

Doch war ich auch der Schweißtropfen auf der Haut der Liebenden, das Glänzen von Kinderaugen unterm Weihnachtsbaum, das leise Grunzen im Schlaf, der alle Trübsal wegwischt, als wäre sie nie geschehen.

★

Ich weiß nicht, ob ich glücklich oder traurig bin.

Von solchen Fragen fühle ich mich frei.

Ich bin nur erstaunt, daß ich anscheinend überhaupt noch ein Bewußtsein habe.

Eigentlich bin ich mir auch da gar nicht so sicher.

★

Gerade im Moment, ziehe ich, als Teil eines Wasser-Luft-Gemischs – Wolke genannt – träge über den Himmel einer großen Stadt.

Häuser wie Türme stehen darin und recken sich mir und meinen Wolken entgegen, völlig vergebens.

Die Stadt ist wirklich groß – aus der Perspektive der Wolken betrachtet vermag man das ja überhaupt erst richtig zu erkennen – und auch die vielen betongrauen und gar nicht gefälligen Mietshäuser strecken sich mit aller Mühe dem wolkenverhangenen Himmel entgegen, und mein Blick bleibt hängen und mein Denken strebt auf

diesen Ort zu, der wie tausend andere auch hilflos schreiend unter mir liegt.

Eigentlich ist es eine schöne Stadt, die Architektur ein gelungener Mischmasch von Mittelalter und Moderne, verwinkelte Gassen und Gäßchen, eine Fußgängerzone, die vor Menschen wimmelt.

Doch auch diese Hochhäuser, spitze Wunden, die sich in den Himmel bohren, ganz lächerlich weit unten, von uns Wolken aus betrachtet...

Ein Komet zieht an der Erde vorüber, und im letzten, nur noch schwach glimmenden Ausläufer, habe auch ich einen Platz gefunden.

Huuuuii – und: wutsch! Gerade ist die Erde vorbeigerauscht. Ein blauer Streifen am Rande unserer Bahn.

Huuuuii – und: wutsch! Schon wieder ein Planet. Blauglühende, grünglühende Ringe, der Fahrtwind hat sie erweckt!

Und wir rasen weiter.

10-fache Schallgeschwindigkeit und mehr.

Auch ich, – ein Krümelteil im Kometenschweif – finde es zu schnell.

Warum?

Warum nur?

Es ist nur eine kurze Weile her, daß wir die Erde überflogen, viel zu weit weg, um eine Gefahr zu bedeuten, jedoch wandern meine Gedanken wieder dahin zurück, sie sind immer noch verbunden mit dem Schicksal des Menschengeschlechts.

★

Entfernungen sind genauso relativ wie die Zeit. Da legt man sich zurück ins Gras und visiert mit zusammengekniffenen Augen den kleinen Bären an, und merkt, nicht, egal wie oft man das tut, wie er langsam aber sicher immer weiter nördlich wandert. Vielleicht gibt es ihn gar nicht mehr, und die Strahlen eines uralten Lichts sind alles, was von ihm übrig blieb.

Nachwort

Mein Bruder war ein Meister der Worte. Mein Bruder war ein Poet. Meine Mutter schrieb in seine Todesanzeige, wir haben einen wunderbaren und außergewöhnlichen Menschen verloren. Das war er. Wunderbar. Mein Bruder war so viel.

Er war zynisch und verletzend. Er war voller Poesie und seine Worte waren Gedichte. Er war so hart und konsequent. So konfus und weich. Er war verschlossen und düster. Er war so offen, mitteilsam und lebenslustig.

Er war schlaflos und ein entsetzlicher Morgenmuffel. Er war so wach und so gierig auf Leben. Er war nervig und intolerant. Er war unglaublich liebenswert.

Mein Bruder war der intelligenterste Kopf, den ich je kennenlernen durfte und er mußte sich mit so vielen Kleingeistern abgeben. Er war interessiert, belesen, gebildet. Er lehnte den schnöden Mammon ab und er konnte so viele Gedichte aufsagen. Er hatte einen unglaublichen geistigen Horizont. Er war so voller Leben und er hatte so viel Liebe in sich.

Ich bin so stolz auf ihn.

Jetzt wünsche ich ihm, daß er seine Träume leben kann. Daß er jemanden zum Streiten hat, mit dem es sich zu streiten lohnt. Daß er jemanden zum Lieben hat, der es verdient, von ihm geliebt zu werden. Ich wünsche, daß für ihn jeden Morgen die Sonne aufgeht. Ich wünsche ihm Frohsinn und Lachen. Ich wünsche ihm, daß er findet, wonach er so rastlos gesucht hat. Ich wünsche ihm, daß er sich richtig ausschlafen kann, ohne Angst, etwas zu versäumen. Ich wünsche ihm wunderschöne Träume. Und ich gebe ihm ein Stück meines Herzens mit auf den Weg. Schlaf gut, Bruder.

Gaby Schwab, geb. Voigt

Der Autor

Wolfgang Voigt

geb. 1967 in Fürth/Bay., gest. 1999 in Berlin,
studierte nach dem Abitur in Lauf a. d. Pegnitz einige Semester Germanistik und Politische Wissenschaften an der Universität Erlangen. Nach einer Ausbildung zum Verlagskaufmann arbeitete er zwei Jahre als Leiter des Veranstaltungsbereichs am KOMM in Nürnberg.
Im Oktober 1996 nahm er das Studium der Geschichte und der Politischen Wissenschaften an der Humboldt Universität in Berlin wieder auf.

Dazwischen lagen Reisen nach Guatemala, Bolivien, Peru und Venezuela.
Die vorliegenden Texte und Fragmente entstanden zwischen 1986 und 1999 und wurden in seinem Nachlaß gefunden. Sie werden unbearbeitet veröffentlicht.

Illustratorinnen und Illustratoren

Hannes Fuß S. 85, 86, 89

geb. 1967, studierte an der Kunstakademie Düsseldorf, lebt und arbeitet in Düsseldorf als Grafiker

Ulrike Körner S. 9, 19, 66

geb. 1971, studierte Kommunikations-Design und Malerei in Nürnberg, lebt und arbeitet in München

Hartmut Kreß S. 20, 25

geb. 1968, Grafikstudium in Nürnberg, freiberuflicher Grafiker seit 1994, lebt und arbeitet in Simonshofen bei Lauf

Claudia Kugler S. 17, 45, 69

geb. 1969, studierte Grafik und freie Kunst in Nürnberg und Karlsruhe, lebt und arbeitet in Nürnberg

Ilona Spieß S. 54, 57, 59, 60, 71

studierte Kommunikations-Design an der FH Nürnberg mit Schwerpunkt künstl. Grafik und Illustration
Arbeit bei cartoon-film in Berlin
Zweitstudium Animation an der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam-Babelsberg

